

No. 4

16

FORUM

Supervision

Supervision und Psychoanalyse

Gerhard Wittenberger zum
60. Geburtstag

Manfred Kappeler

Bernadette Grawe

Adrian Gaertner

Katharina Gröning

Ralf Zwiebel

Annegret Wittenberger

Wolfgang Weigand

Gerhard Leuschner

LA 000
F7 S9
18 •

Herausgegeben von
Gerhard Leuschner und
Gerhard Wittenberger
Fachhochschulverlag

Der Verlag für Angewandte Wissenschaften

Forum Supervision - www.beratungundsupervision.de

Herausgeber:

Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger

Wissenschaftlicher Beirat:

Dr. Max Bartel (Bern/Biel) – Prof. Dr. Annemarie Bauer (Darmstadt/Heidelberg) – Prof. Dr. Albert Bremerich-Vos (Ludwigsburg/Aachen) – Prof. Adrian Gaertner (Bielefeld/Oberursel) – Prof. Dr. Katharina Gröning (Bochum) – Dr. Wolfgang Schmidbauer (München) – Prof. Dr. August Schüle (Wien) – Dr. Michaela Schumacher (Köln) – Prof. Dr. Ralf Zwiebel (Kassel)

Redaktionsanschrift:

Dr. Jürgen Kreft (geschäftsführender Redakteur)
Meppener Straße 22, 48155 Münster
Telefon (02 51) 66 55 64, Telefax(02 51) 6 74 39 58
JuergenKreft@t-online.de

Redaktion:

Thomas Behler (Essen) – Theresia Menches Dändliker (Zürich) – Elke Grunewald (Ingelheim) – Jürgen Kreft (Münster) – Angelica Lehmenkühler-Leuschner (Münster) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) – Peter Musall (Gelnhausen) – Barbara Wiese (Marburg) – Inge Zimmer-Leinfelder (Wiesbaden)

Verantwortliche Redakteure für Heft 18:

Gerhard Leuschner, Emsstrasse 58, 48145 Münster
Annegret Wittenberger, Korbacher Str. 245, 34132 Kassel

Erscheinungsweise und Bezug:

FORUM SUPERVISION erscheint halbjährlich (März und Oktober).
Preis des Einzelheftes: 18,- DM, ab 1.1.2002: 9,20 €
Jahresabonnement: 28,- DM/14,30 € (2 Hefte) zuzüglich Versandkosten 3,- DM/1,50 €
Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12. des laufenden Jahres gekündigt wird. Damit die Lieferungen nicht unterbrochen werden, bitten wir dringend darum, dem Verlag bei einem Wohnungswechsel die neue Adresse mitzuteilen.

Verlag und Bestellungen:

Fachhochschulverlag
Der Verlag für Angewandte Wissenschaften
Kleiststraße 31, 60318 Frankfurt
Telefon (0 69) 15 33-28 20, Telefax(0 69) 15 33-28 40
bestellung@fhverlag.de
www.fhverlag.de

Herstellung:

Computersatz: Fachhochschulverlag
Druck: Lokay, Reinheim
© Fachhochschulverlag Frankfurt am Main

ISSN 0942-0045

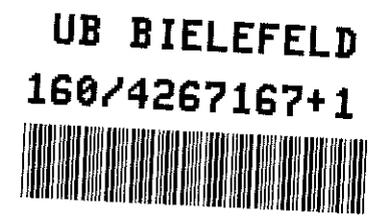
LA 000
F7 LG
AR

169



Inhalt

Vorwort	3
Beiträge	
<i>Manfred Kappeler</i> Selbstaufklärung statt Identitätspolitik — Supervision und Geschichtsschreibung als Möglichkeiten der Selbst-Reflexion in der Sozialen Arbeit	9
<i>Bernadette Grawe</i> Balintgruppe für Supervisor/innen – Persönliche Betrachtungen nach zehn Jahren Erfahrung als Teilnehmerin	20
<i>Adrian Gaertner</i> Szenen verstehen in der Supervision — Praxis cum research	31
<i>Katharina Gröning</i> Supervision in gesellschaftlicher Verantwortung. Zum Problem der moralischen Perspektiven in Supervisionsprozessen. Eine Würdigung des Supervisionsverständnisses von Gerhard Wittenberger	51
<i>Ralf Zwiebel</i> Zum Konzept des „Inneren Analytikers“	65
<i>Annegret Wittenberger</i> Der „kleine Hans“ und der „arme Ben“ Einige Überlegungen zur Bedeutung des dreidimensionalen Raumes	83
<i>Wolfgang Weigand</i> Die Verbindung von innerer Welt und äußerer Realität — Zum Verhältnis von Supervision und Psychoanalyse	99
<i>Gerhard Leuschner</i> Constances Traum(a) oder: Die Bewerbungsfalle	109
Rezensionen	118
AutorInnen	124
Neue Bücher	125
Veranstaltungen	127
Vorschau	128





Gerhard Wittenberger, 2001

Vorwort

Supervision und Psychoanalyse oder Supervision als angewandte Psychoanalyse? — Wie kann man dieses Heft nennen, wenn man mit dem Thema gleichzeitig die jahrzehntelange Arbeit eines der ersten hauptberuflichen Supervisoren im deutschsprachigen Raum betonen will, der sich als Praktiker, als Wissenschaftler, als Aus- und Fortbildner immer mit diesem Themenkreis auseinandersetzte?

Psychoanalytische Supervision könnte suggerieren, als wären Psychoanalyse und Supervision zu einem Konzept verschmolzen, spannungsfrei und integriert. Das würde natürlich dem Stand der Entwicklung nicht gerecht. Es würde aber auch Gerhard Wittenberger und seinen Berufsweg nicht kennzeichnen. Supervision als angewandte Psychoanalyse entspricht der Auffassung Wittenbergers schon eher, wenn er wie Adrian Gaertner begründet, dass der „praktische Diskurs“ abgeleitet vom „therapeutischen Diskurs“ erweitert um das Institutionelle verstanden werden kann. (Gaertner/Wittenberger 1979) Gewählt habe ich das Nebeneinanderstellen und Verbundene beider Fachbereiche, um — vielleicht in einer kühnen Vorwegnahme — eine professionell-konzeptionelle Eigenständigkeit von Supervision zu betonen, die den Bezug und die geschichtliche Herkunft nicht ignoriert.

Und gleichzeitig möchte auch ich mich als Gruppendynamiker und Supervisor, der den Kontakt vom sozialpsychologischen zum psychoanalytischen Verstehen sucht, zu dem Heftthema in Beziehung setzen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil das Supervisionsausbildungskonzept, das von Gerhard Wittenberger, Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Inge Zimmer-Leinfelder und von mir mehr als ein Jahrzehnt gemeinsam getragen wurde, gruppenspezifisch-sozialpsychologisches, institutionell-soziologisches und psychoanalytisches Gedankengut als drei Sichtweisen auf das Konflikthafte des Menschen in seiner Arbeit zu richten sucht, mit dem Ziel, SupervisorInnen zu befähigen, auch unbewusste Prozesse im Arbeitszusammenhang wahrzunehmen und mit eingetübter Wahrnehmungs- und Handlungskompetenz soziale Abläufe zwischen Menschen in Institutionen zu begleiten und steuernd anzuleiten. Aus diesem Verständnis heraus ergibt sich für das Heft aus meiner Sicht folgerichtig die Überschrift Supervision und Psychoanalyse, wobei selbstverständlich Autoren, die sich mit dem Unbewussten befassen, unterschiedliche Gewichtungen wählen, beschreiben und begründen. Das entspricht dem Forum-Charakter dieser Zeitschrift.

Gerhard Wittenberger hat 1971 im Burkhardtthaus Gelnhausen die Ausbildung zum Supervisor abgeschlossen und dort als Ausbilder einen Mann (Kappeler) erlebt, der unerschrocken Psychoanalyse als kritische Kulturtheorie in die Supervisionsausbildung einführte und damit in einem kirchlichen Institut soviel infrage stellte, dass man ihn vertreiben musste, bis er in der Supervisionsszene fast der Vergessenheit anheim fiel.

In diesem Heft publiziert *Manfred Kappeler* dreißig Jahre später seine Gedanken zum Thema „Selbstaufklärung statt Identitätspolitik – Supervision und Geschichtsschreibung als Möglichkeiten der Selbst-Reflexion in der Sozialen Arbeit“. Kappeler stellt dabei den inhaltlichen und geschichtlichen Bezug zur Supervisionsausbildung und zum Denken des Jubilars her und bleibt erfrischend und unbeirrt seinem institutionskritischen Verstehen verbunden. Dies zu lesen, rückt Zeitgeistverrenkungen zurecht, die Marktorientierung und Unternehmertum in der Supervisionszene als primäre Identitätsbildung anpreisen.

Gerhard Wittenberger hat diesen seinen ersten Mentor nie vergessen und ist konzeptionell angeregt von ihm nach Kassel gegangen, wo er bereits 1972 in der Ev. Kirche hauptberuflicher Supervisor wurde und schon bald den Kontakt zur Gesamthochschule (GHK) suchte, als ein psychoanalytisch orientierter Supervisionsstudiengang dort in die Diskussion kam.

Geschichtlichkeit und die Auseinandersetzung mit den Zeitgeistforderungen sind zwei Pole einer dynamischen Achse, die man auch in der Supervision in Spannung auszuhalten hat. Walter Benjamin sagt: „eine Zeitschrift, deren Aktualität ohne historischen Anspruch ist, besteht zu Unrecht.“ Analog kann man statt Zeitschrift auch Supervision sagen. Wie weit ist durch die Schnelligkeit der Entwicklung von Supervision und deren DGSv die Geschichtlichkeit verloren gegangen? Wenn manch einer der später Hinzugekommenen Geschichte der Supervision betrachtet, dann wird fast immer die von der Praxis sozialer Arbeit ausgehende Reflexion und mangelhafte Wissenschaftlichkeit oder Verwissenschaftlichung kritisiert. Sicher, es sind Methoden und Konzepte entwickelt oder entlehnt worden, aber eine Supervisionswissenschaft gibt es nicht. Also kann sich jeder einreihen, der Beratererfahrungen wo und wie auch immer gesammelt hat, und diese seine Erfahrungen zur Matrix erklären. Dabei wird bisweilen außer Acht gelassen, dass es für eine Gruppe von SupervisorInnen zwei Verbindlichkeiten gibt, die Verbindung halten und die gemeinsamen Werte- und Gedankengut bleiben für ein ganzes Berufsleben: Das engagierte Interesse für soziale Gerechtigkeit und das Verstehen von Menschen und ihrer Beziehungen in Institutionen.

Das Kunsthandwerk Supervision entwickelt von dorthin seine Ethik, seine Methoden und entlehnt Theorien, die dazu Aussagen machen, ohne diese Theorien beliebig ihrem Herkunftskontext zu entfremden.

Und gleichzeitig ist nicht zu verkennen, dass die Beratungsanfragen — der schnellen Entwicklung der Organisationen entsprechend — Veränderungen obliegen, die seitens der SupervisorInnen Verhandlungsbereitschaft und -fähigkeit in der Entwicklung von Kontrakt, Setting und Interventionstechniken notwendig machen. Konzeptionell fortwährend daran zu arbeiten, ist eine fachliche Qualifizierungsaufgabe.

Wenn man Gerhard Wittenbergers Berufspraxis und seine Veröffentlichungen in zeitlicher Kontinuität vergleicht, dann wird deutlich, dass er nicht nur seit 30 Jahren als Supervisor arbeitet, sondern in dieser Zeit immer auch an der konzeptionellen,

methodisch-theoretischen Entwicklung von Supervision im Sinne dieses Heftthemas mitwirkte, ja wie kaum ein anderer maßgeblich daran beteiligt war. Beispielsweise reflektierte und konzeptionalisierte er seine Arbeit als Supervisor in der pastoralen Praxis der Ev. Kirche in einem grundlegenden Beitrag bereits 1979. (Wittenberger 1979) Und vier Jahre früher veröffentlichte er nach eineinhalbjähriger Mitarbeit in der Kommission für den Supervisionsstudiengang an der Gesamthochschule Kassel zusammenfassend das Konzept für diesen Studiengang (Wittenberger 1975), der dann 1976 dementsprechend begann. Das Konzept sah die Integration einer Supervisionsausbildung mit der Ausbildung zur Praxisforschung vor. Das Zentrum der Praxisforschung war die von dem Balintschüler Dieter Eicke geleitete Balintgruppe für LehrsupervisorInnen, in der Gerhard Wittenberger acht Jahre mitarbeitete. In diese Zeit fiel nicht nur seine Veröffentlichung zur Definition von Supervision (Wittenberger 1984), sondern auch die Gründung der Zeitschrift *Supervision*, die in der Kollegengruppe Wittenberger, Weigand, Hege, Leuschner zustande kam; Gerhard Wittenberger wurde verantwortlicher Redakteur des ersten Heftes der neuen Zeitschrift.

Die Balintgruppe für LehrsupervisorInnen als Konzeptbestandteil der Supervisionsausbildung an der GHK ist geblieben, wenngleich diese Balintgruppe ihren Schwerpunkt vom Forschungsaspekt zum Selbstreflexionsaspekt der LehrsupervisorInnen verlagerte. Dies auch in eine Zeit hinein, da das Ausbildungskonzept der Supervisionsausbildung an der GHK längst nicht mehr als psychoanalytisch orientiert bezeichnet werden kann. Von Kassel her wurde die Balintgruppe als Bestandteil der Supervisionsausbildung für Ausbildungskandidaten sehr früh bereits in die Supervisionsausbildung an der Akademie für Jugendfragen in Münster und später auch an andere Supervisions-Ausbildungsinstitute übernommen. Daraus entwickelte sich die Balintgruppe als praxisbegleitende Fortbildung für SupervisorInnen. Heute ist es für jeden Supervisor, der unbewusste Prozesse verstehen will — was man nur über den selbstreflexiven Zugang erreichen kann — selbstverständlich, seine Arbeit in einer Balintgruppe dauerhaft zu kontrollieren. Gerhard Wittenberger hat an dieser Bewusstseinsentwicklung und Institutionalisierung durch seine Veröffentlichungen und durch seine mehr als 20jährige Praxis als Balintgruppenleiter für SupervisorInnen entscheidenden Anteil. (Siehe Leuschner/Wittenberger 1998)

Einen engagierten beschreibenden und selbstreflexiven Einblick in die Balintwerkstatt gibt uns *Bernadette Grawe*, die als inzwischen erfahrene Supervisorin gleichzeitig lernende Kollegin bei Gerhard Wittenberger geblieben ist und sich nicht scheut, dies zu veröffentlichen und plausibel zu begründen. Leser und Leserinnen finden hier ein Modell des Lernens aufgeschrieben, das zur Auseinandersetzung einlädt mit dem Ziel, den eigenen Standpunkt zu entwickeln oder neu zu schärfen.

Die Tatsache, dass die angewandte Psychoanalyse ihre Kenntnisse über den Menschen und seine Beziehungen aus den reflektierten und wissenschaftlich konzi-

pierten Erfahrungen des therapeutischen Settings bezieht, scheint unbestritten. Dem wird in diesem Heft mit den Beiträgen von Adrian Gaertner, Katharina Gröning, Annegret Wittenberger und Ralph Zwiebel Rechnung getragen.

Adrian Gaertner erinnert an die Konzeptentwicklung des ersten universitären Weiterbildungsstudiengangs für Supervision. Hier ging es um „systematische Selbstreflektion beruflichen Handelns“, wobei „neben einem politisch-emanzipatorischen Psychoanalyseverständnis das Konzept des ‚Szenischen Verstehens‘ von herausragender Bedeutung war“. Gaertner nimmt das „Szenische Verstehen“ zentral in seine Betrachtung und will damit gleichzeitig seine Abgrenzung von „polipragmatischen Methoden und bloßen Beratungstechniken“ betonen. Mit Hilfe einer Fall-Vignette verdeutlicht der Autor, was er unter Alltagsverständnis im Unterschied zu therapeutischem bzw. supervisorischem Verstehen meint. Gaertner betont dabei, dass er im Unterschied zu Lorenzer „szenisches Verstehen“ hier ausschließlich auf minimal strukturierte Beratungspraxis bezogen wissen will, in denen sich Übertragungen spontan entwickeln können. Im zweiten Teil seines Beitrags beschreibt Gaertner sein Verständnis von Supervisions- und Balintgruppen als Forschungsinstrument. Hier führt er das weiter, was er zusammen mit Dieter Eicke vor 25 Jahren an der Gesamthochschule Kassel mit der Balintgruppe für Lehrsupervisoren konzeptionell begonnen hat.

Katharina Gröning betont — bezogen auf Gerhard Wittenberger —, dass „qualitätsvolle Supervision“ im psychoanalytischen Verständnis notwendigerweise das Verstehen des Wiederholungszwanges in Supervisionsprozessen ist und somit Supervision sich hier nicht überwiegend auf Handlungskompetenzen in sozialen Rollen beziehen kann, sondern primär ein selbstreflexiver Prozess ist. Anhand eines früher in dieser Zeitschrift veröffentlichten Falles versucht sie, dies weiterführend zu verdeutlichen. Im Hinblick auf die Diskussionskultur zwischen Supervisoren verschiedener theoretischer und konzeptioneller Sichtweisen ist es der Redaktion sehr wichtig, dass die Autorin mit der respektvollen Anerkennung von deren Kasuistik ihren Diskurs verbindet, und damit vorab eine Profilierung durch Abwertung anderer Kollegen und Autoren ausschließt. Wenn die Autorin an anderer Stelle die Neutralität und die Abstinenz als Grundlagen des Settings in Psychoanalyse und Supervision betont, dann wird die Diskussion und der Diskurs um „notwendige“ Settingveränderungen der Supervision in Organisationen — wie Weigand anregt — nur zu beginnen und weiterzuführen sein, wenn die Meinungsträger kritisch in Beziehung treten, d.h. einander zitieren, nicht ignorieren, die Kasuistik des anderen weiterführen und eigene Fälle veröffentlichen und damit sich zur fachlichen Disposition stellen. So möchten wir diesen Ansatz hier eingeordnet wissen.

Ralph Zwiebel stellt sein Konzept des „Inneren Analytikers“ vor, womit er „die selbstanalytische Funktion beim Menschen“ meint. Er hat dieses Konzept in der Arbeit mit Studenten angewandt, um deren „psychoanalytisches Verstehen“ zu entwickeln, das weit über Wissensvermittlung hinausgeht und anwendungsbezogen

gesehen wird. Die Leser sind gehalten, Zwiebel's Konzept für ihre Supervisionspraxis zu antizipieren; der Autor greift dem nicht vor.

Annegret Wittenberger analysiert die Lerngeschichten des „armen Ben“ von Doris Lessing und des „kleinen Hans“ von Freud, fokussiert auf die Bedeutung von Symbolentwicklung in der Kindheit und beschreibt, wie echtes Lernen in der zweidimensionalen Persönlichkeit bei nicht geglückter Triangulierung nicht möglich wird: „Ben kann nur nachahmen, introjizieren, ohne einen Sinn darin zu finden. Er ist und bleibt ein Gnom, der sich, im Unterschied zum ‚hässlichen Entlein‘, nicht entwickeln kann. In der Vorstellung des Lesers ‚wächst‘ er nicht. Das von der Autorin vermittelte Bild lässt ihn auch als Jugendlichen noch so erscheinen wie als Kleinkind. Trolle, Gnome, Zwerge wachsen nicht. Ben hat die Fähigkeit zur Symbolisierung nicht erworben, er verfügt nicht über die Funktion des Als-Ob.“ Jedem Supervisor werden Assoziationen zu Supervisanden einfallen, deren zweidimensionale Wahrnehmung ihn befremdet haben. Hier wird ein bedeutsamer Verstehenszugang eröffnet.

Wenn Supervision als angewandte Psychoanalyse in veränderten Settingbedingungen, also im gruppenspezifisch-sozialpsychologischen Kontext und im gesellschaftlichen Institutionsbezug verstanden wird, dann werden Supervisoren nicht nur Erkenntnisse und Haltungen aus den klassischen Settings der Psychoanalyse übernehmen, verstehen und zu übersetzen suchen.

Wolfgang Weigand betont das unabhängige Nebeneinander von Supervision und Psychoanalyse, ohne die Einflussnahme und die geschichtliche Entwicklung und das daher Unangemessene im Vergleich zu ignorieren. Er geht von der praktischen Situation aus, dass Supervisoren und Psychoanalytiker als Beratungsexperten in Organisationen zusammentreffen und fragt, wer welche Kompetenzen dabei einbringt und ob eine Zusammenarbeit möglich sei. Seitdem Supervisoren hauptsächlich als freiberufliche Berater in Organisationen arbeiten, entwickelt sich seines Erachtens ein Perspektivenwechsel in der Supervision von der Abgrenzung zur Therapie zur Abgrenzung der Organisationsentwicklung. Die wirtschaftliche „Emanzipation“ der SupervisorInnen nehme zu, während die ökonomische Abhängigkeit im Gesundheitswesen deutlich steige. Die Kompetenz für die Entwicklung von Veränderungsprozessen in Organisationen bei den Supervisoren wird der Kompetenz des Verstehens und Erklärens bei den Psychoanalytikern gegenübergestellt und die gegenseitige Lernbedürftigkeit betont. Der Autor meint, Psychoanalytiker müssen hinter der Couch hervor, wenn sie Supervision machen wollen; sie benötigen ein neues flexibles Setting, um in der Öffentlichkeit der Organisation unter Zeit- und Kostendruck Veränderungen zu bewirken, die dort honoriert werden. Supervisoren haben durch den dauernden Prozess des Dreieckskontraktes Übung im Verhandeln und ein neues eigenständiges Selbstbewusstsein entwickelt.

Dieses neue Selbstbewusstsein wird immer wieder auf den Prüfstand gestellt. Kontraktverhandlungen können auch als Niederlagen erlebt werden, die massive

Abhängigkeitsgefühle gegenüber Auftraggebern mobilisieren und die Überparteilichkeit in der Beratung infrage stellen oder verunmöglichen. Die selbstkritischen Veröffentlichungen dazu sind vermutlich bisher noch zu spärlich, um daraus mehr konzeptionelle Sicherheit in Kontraktverhandlungen zu erlangen. Einen emotionalen Zugang zu diesem Problem versucht meine Kurzgeschichte *Constanzes Traum(a)*.

Gerhard Wittenberger ist 60 Jahre alt. Er ist nicht nur einer der ersten hauptberuflichen Supervisoren in Deutschland und mit mehr als 50 Veröffentlichungen ein bedeutender Fachautor, sondern er hat sich in dieser Doppelrolle immer als Lernender und Lehrender zugleich verstanden. Seine Ausbildungen zum Supervisor in Gelnhausen und an der GHK, zum Trainer für Gruppendynamik im DAGG und zum Psychoanalytiker am Mitscherlich-Institut in Kassel umfassen berufsbegleitend weit mehr als 20 Jahre. Und seit 25 Jahren erlebe ich Gerhard Wittenberger aus unmittelbarer Zusammenarbeit als Ausbilder von SupervisorInnen, als Balintgruppenleiter und als Lehrsupervisor.

Gerhard Wittenberger ist ein unbestechlich kritischer Denker, ein flexibler Konzeptentwickler mit klarer und fundierter Grundlage, der sich in den 25 Jahren unserer Zusammenarbeit noch nie für einen Auftrag „verbogen“ hat und der in öffentlichen, professionellen Krisensituationen, also wenn es wirklich darauf ankam, mir immer ein Partner war, auch dann, wenn dies mehr als den Verzicht auf Reputation oder Applaus kostete. Dem Freund und Kollegen möchte ich für seine häufig unbequeme, nicht konfliktarme, zuverlässige und vertrauensvolle Wegbegleitung herzlich danken.

Gerhard Leuschner

Literatur

- Gaertner, A./Wittenberger, G. (1979): Supervision und der institutionelle Diskurs. In: Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution, hg. von Akademie für Jugendfragen, S. 22 – 49. Freiburg.
- Leuschner, G./Wittenberger, G. (1998): Balintgruppenarbeit im psycho-sozialen Feld der Sozial- und Bildungsarbeit. In: Forum Supervision, Heft 11, S. 79 – 96.
- Wittenberger, G. (1975): Das Supervisions-Studium (E-Studiengang in der OE Sozialwesen als Gesamtprojekt hochschuldidaktischer Forschung. In: Prisma – die kleine Zeitschrift der Gesamthochschule Kassel, Heft 8, S. 32 – 36.
- Wittenberger, G. (1979): Modelle der Gruppentherapie und Gruppensupervision im sozialen Feld. In: Wege zum Menschen, Heft 7, S. 257 – 266.
- Wittenberger, G. (1984): Supervision. In: Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik, hg. von. Eyferth, H. u.a., S. 1179 – 1193.

BEITRÄGE

Manfred Kappeler

Selbstaufklärung statt Identitätspolitik – Supervision und Geschichtsschreibung als Möglichkeiten der Selbst-Reflexion in der Sozialen Arbeit

Zusammenfassung: Wie alle sogenannten helfenden Berufe, die mit ihrem Handeln unmittelbar in das private Leben anderer Menschen hineinwirken und oft genug eingreifen, benötigt die Soziale Arbeit Fachkräfte, die die Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur kritischen Reflexion der gesellschaftlichen Funktionen ihres Berufs in Geschichte und Gegenwart als Teil ihrer beruflichen Qualifikation erworben haben. Meines Erachtens sollte die Reflexion Sozialer Arbeit auf verschiedenen (nicht hierarchischen) Ebenen erfolgen: a) der individuellen Ebene der in unterschiedlichen Praxisfeldern und Funktionen arbeitenden Frauen und Männer mit Hilfe von Supervision, b) der gesellschaftlichen Ebene, auf der Soziale Arbeit als gesellschaftliches Teil-System in ihren Funktionen für das ökonomische, kulturelle und politisch widersprüchliche Ganze der jeweils konkreten Gesellschaft, in der sie stattfindet, reflektiert wird und c) der Ebene der geschichtlichen Entwicklung der Profession im Kontext der verschiedenen Epochen, zum Beispiel der Geschichte Deutschlands während des bisherigen Professionalisierungsprozesses der Sozialen Arbeit vom letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts bis heute.

„Wozu brauchen Gesellschaften und Institutionen ‚falsches Bewußtsein‘?“
(Gerhard Wittenberger)

In einem Interview in FoRuM Supervision denkt Gerhard Wittenberger (1997) über diese Frage am Beispiel der Supervision in kirchlichen Einrichtungen nach. In einer kirchlichen Einrichtung habe ich den Jubilar vor zweiunddreißig Jahren kennengelernt. Ich leitete damals in der Evangelischen Studienzentrale Burckhardtthaus Gelnhausen einen „sozialwissenschaftlichen Fortbildungskursus“, in dem sich kirchliche MitarbeiterInnen auf die Teilnahme am ersten Weiterbildungsprogramm „Supervision“ vorbereiteten. Gerhard Wittenberger nahm an diesem Lehrgang und an der von mir konzipierten Weiterbildung zum Supervisor teil, deren Federführung ich hatte.

Über die Bitte der Redaktion des FoRuM Supervision, zu Gerhard Wittenbergers sechzigstem Geburtstag einen Beitrag zu schreiben, habe ich mich gefreut, stand doch unser Kennenlernen ganz am Anfang seiner Geschichte mit der Supervision, die ihn mehr als die Hälfte seines bisherigen Lebens begleitet und sicher auch geprägt hat. Geradezu freudig überrascht war ich, als ich in dem mir als „Muster“ über-

sandten Heft 10/97 des FoRuM Supervision das Interview mit Gerhard Wittenberger las, aus dem ich das „Motto“ zu diesem Beitrag genommen habe. Die Fragen, die ihn im Interview bezogen auf Supervision in Institutionen beschäftigen, gehörten zum Fokus des Lehrens und Lernens in den von mir verantworteten Fort- und Weiterbildungslehrgängen im Burckhardthaus Gelnhausen. Gerhard Wittenberger beteiligte sich leidenschaftlich und skeptisch zugleich an unseren im Kontext der achtundsechziger Bewegung geführten Diskussionen über die ökonomischen, kulturellen und politischen Grundlagen und Formen von Macht und Herrschaft in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft.

Aus einer kirchlichen Ausbildung kommend (Diakon) und im „kirchlichen Dienst“ arbeitend, eröffneten die Marxsche Ideologiekritik und die Freudsche Religionskritik ihm neue Sichtweisen auf die Kirche als Trägerin Sozialer Arbeit und auf die gesellschaftlichen Funktionen Sozialer Arbeit überhaupt. Die „Deutsche Ideologie“ von Marx und Engels und die kulturkritischen Schriften von Freud waren Grundlagentexte für die Theoriearbeit in Blockseminaren.

In dem Interview von 1997 bezieht sich Gerhard Wittenberger explizit auf den Marxschen Ideologiebegriff und auf Freuds Religionskritik. Indem er beide Ansätze für die Analyse und Interpretation von Konfliktzonen in der Supervision nutzt, wird deutlich, dass die 1969 bis 1971 im Burckhardthaus Gelnhausen mit zugegeben großer Radikalität aufgeworfenen Fragestellungen ihn bis in die Gegenwart weiter beschäftigt haben und beschäftigen. In dem Interview sagt er, dass in der Kirche erst dann „institutionell“ reagiert werde, „wenn die Fundamente der Ideologie im Supervisionsprozess infrage gestellt werden“. Dabei wird er sich erinnern haben, wie die Institution Kirche, hier in Gestalt eines kirchlichen Fort- und Weiterbildungsinstituts auf die Infragestellungen ihrer tragenden Ideologien durch die in den Seminaren vermittelten Inhalte und Sichtweisen reagiert hat. In ziemlicher Selbstüberschätzung hatte die Leitung des Burckhardthauses junge Dozentinnen und Dozenten, die sich in der achtundsechziger Bewegung profiliert hatten, für neu zu konzipierende Programme nach Gelnhausen geholt, in der Hoffnung, mit den neuen Fort- und Weiterbildungskursen Bewegung in verkrustete Strukturen kirchlicher Sozialarbeit und Sozialpädagogik und damit in die Kirche selbst zu bringen — nicht ahnend, welche Dynamik im eigenen Haus sich daraus im spezifischen zeithistorischen Kontext der späten sechziger Jahre entwickeln würde. Aber auch diese jungen, sich radikal links verstehenden Lehrkräfte handelten in Selbstüberschätzung (vielleicht eine kaum zu vermeidende Verengung des Blickfelds für alle sich revolutionär definierenden Bewegungen?), indem sie glaubten, eine „fortschrittlich“ geleitete kirchliche Institution könne die radikale Kritik an ihren eigenen Grundlagen und Kontexten tolerieren oder gar akzeptieren. Es dauerte nur ein paar Monate (in „revolutionären Zeiten“ entwickeln sich Prozesse und Ereignisse mit anderen Geschwindigkeiten als sonst), bis es im institutionellen Gebäck des Burckhardthauses zu „krachen“ begann — zwischen der Leitung, die von den „entsendenden“ Landeskirchen unter Druck gesetzt wurde

und Teilen des von uns als „konservativ“ eingeschätzten „alten Teams“ und uns „Neuen“. In dieser Situation wurde gemeinsam beschlossen, zur „Klärung der Teamkonflikte“ Supervision zu nehmen. Der Supervisor versuchte, unter Absehung von Machtverhältnissen in der Institution die Konflikte als „Kommunikationsprobleme“ zu interpretieren (das ist natürlich meine Erinnerung), was sie sicher auch waren, aber eben nicht nur. Als dieser Versuch scheiterte, entschloss sich die Leitung nach Beratungen mit dem Kuratorium (Vorsitzender Johannes Rau) mir die Federführung des Supervisionslehrgangs zu entziehen, mir jegliche weitere Mitarbeit im laufenden Programm zu verbieten und mich aus Gründen kirchlicher Barmherzigkeit (ich hatte drei kleine Kinder und eine studierende Frau) in die DDR, an das Burckhardthaus in Ost-Berlin zu versetzen, in Realisierung des damals beliebten Spruchs „Geh doch nach drüben“ und unter Weiterzahlung meines Gehalts in West-Mark. Auf diese Weise lernte ich die DDR der frühen siebziger Jahre von Rostock bis Eisenach kennen (Auftrag: gruppenpädagogische Schulung kirchlicher MitarbeiterInnen), ein Privileg für einen „Wessi“, für das ich dem Burckhardthaus heute noch dankbar bin.

Für die TeilnehmerInnen des ersten Supervisionslehrgangs müssen diese Ereignisse an ihrer Ausbildungsstätte bezogen auf die „Möglichkeiten und Grenzen von Supervision in Institutionen“ ein aufregendes Lehrbeispiel gewesen sein: Zur Hälfte des Programms wird der Leiter abgesetzt, die von ihm vertretenen Lehrinhalte gestrichen, die Konzeption durch die neue Leitung grundlegend verändert. In den Annalen des Burckhardthauses, zum Beispiel anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Ausbildung von SupervisorInnen im Burckhardthaus, wurde sogar die Erinnerung an den Start dieser Ausbildung und die mit ihm verbundenen durchaus zeittypischen Konflikte gestrichen. Statt Selbstaufklärung durch Geschichtsschreibung also Verdrängung. „Ich glaube, dass das Besondere von kirchlichen Institutionen ist, dass der Umgang mit Macht und institutionellen Strukturen in der Regel ein diffuser ist“, sagt Gerhard Wittenberger in dem Interview, und es klingt wie eine Replik auf die skizzierten Ereignisse in seiner Supervisionsausbildung, wenn er am Ende des von mir mit Spannung gelesenen Interviews sagt: „Wenn das Thema unseres Gesprächs: ‚Zur Ideologiebindung von Institutionen‘ heißt, dann meine ich nur, dass auf der Spielwiese Supervision innerhalb solcher Institutionen etwas ausgeblendet werden muß, wenn es nicht zur Auseinandersetzung mit der Ideologie dieser Institution kommen soll. Also, wenn es ein Denkverbot gibt, und jede Ideologie beinhaltet auch Denkverbote, und eines dieser Denkverbote heißt, nicht über den Sinn oder die Funktion der Ideologie nachzudenken. Wenn dieses Denkverbot aufgehoben würde, dann wäre vielleicht die Ideologie nicht mehr der Kitt, der die unterschiedlichen Interessen unter dem Dach der Institution zusammen hält. So entstehen institutionelle Spaltungen.“

Zwar handelt dieses Gespräch von Supervision in kirchlichen Institutionen, aber, das deutet Gerhard Wittenberger im Gesprächsverlauf immer wieder an, die angesprochenen Probleme lassen sich verallgemeinern. Mit leichten Akzentuierungen an der Oberfläche der Erscheinungen können wir sie, mit einem kritisch-dekonstruierenden

Blick, überall in der Sozialen Arbeit finden. Die diversen „freien Träger“ und die „öffentlichen Träger“ der Sozialen Arbeit, schließlich die Profession selbst, versuchen immer wieder den konstitutiven beziehungsweise strukturellen Widerspruch der Sozialen Arbeit von „Hilfe/Unterdrückung“ einerseits und „Kontrolle/Disziplinierung“ andererseits aufzulösen, indem auch „Kontrolle/Disziplinierung“ als „Hilfe“ definiert wird, ein ideologischer Vorgang, der in vielen Bereichen Sozialer Arbeit alltäglich zu beobachten ist: Drogenhilfe, Strafrechtspflege, Psychiatrie, wirtschaftliche Hilfen, Arbeit mit alten Menschen etc. und selbst noch in ihrem freiesten Bereich, der Kinder- und Jugendarbeit nach §11 KJHG. Strategien der „Normalisierung“ und das Normative, auf das sie sich beziehen, werden mit der Begrifflichkeit von „Abweichung“ und „Anpassung“ und im beliebten Gefahren- und Gefährdungsjargon des Präventionsparadigmas als Schutz, als Unterstützung, als Hilfe definiert. In dieser Hinsicht funktioniert Soziale Arbeit als Strategie der Dominanzkultur im Zeichen von „Wertekonsens“ und im „Dienst“ der gesellschaftlichen „Mitte“, die ein sozialwissenschaftliches Konstrukt ist, das zur realen Ausgrenzung alles Fremden die wissenschaftliche Legitimation liefert.

Was im Teilbereich kirchlicher Sozialarbeit/Sozialpädagogik von Gerhard Wittenberger als „Ideologie des Dienens“ kritisiert wird, ist in der Profession insgesamt die „Ideologie des Helfens“ beziehungsweise der Hilfe. Mit dieser das berufliche Selbstverständnis der Professionellen in der Sozialen Arbeit konstituierenden zentralen Kategorie wird in der Profession Identitätspolitik betrieben, mit dem Ziel, jenseits aller Widersprüche und Ambivalenzen der Praxis, die ja wesentlich das Produkt der in ihr Handelnden ist, eine berufliche Identität über die Zugehörigkeit zu einer der Würde des Menschen und den Menschenrechten verpflichteten, aus den Traditionen christlicher Liebestätigkeit und in Anknüpfung an humanistisches und sozialistisches Denken gewachsenen Profession zu stiften, die sich selbst als den gesellschaftlichen Ort der „Hilfe“ definiert und darüber ihre gesellschaftliche Anerkennung bezieht. Mit dem tradierten Selbstverständnis der Sozialen Arbeit (und anderer „helfenden“ Professionen) ist das die Geschichte der Profession durchziehende klassifizierende und sozial-rassistische Denken und Handeln kaum vereinbar. Dieses Selbstverständnis findet seine Eckpunkte in den Kategorien von Hilfe, Nächstenliebe, Selbstlosigkeit und Opfer verbunden mit der Vorstellung, dass sich die »Hilfe« jenseits aller Politik den „notleidenden und bedürftigen Mitmenschen“ zuwendet. „Wenn auch diese Muster von Selbstverständnis sich im Prozess der Professionalisierung der ‚Hilfe‘ immer mehr einem vergleichsweise unpathetischen Dienstleistungsverständnis angeglichen haben, so sind ihre Konnotationen unter der scheinbar nüchternen Oberfläche doch weiterhin wirksam, und es wäre auch ein in seinen Konsequenzen weitreichender Verlust, wenn sie (mit Ausnahme von ‚Opferbereitschaft‘ und ‚Selbstlosigkeit‘, die es verdienen, für alle Zeit aus der ‚beruflichen Identität‘ zu verschwinden) in dem beruflichen Selbstverständnis als ethische Orientierungen in modifizierter Form verloren gingen. Meines Erachtens liegt es an dieser Dynamik, dass (...) das klassifizierende und sozial-rassistische Denken als

der Sozialen Arbeit äußerlich beschrieben wird. (...)

Es wird immer deutlicher, dass der das berufliche Selbstverständnis konstituierende Begriff der ‚Hilfe‘ keine eigene, von der Sozialen Arbeit als Handlungsnorm beziehungsweise als Leitvorstellung selbstdefinierte Bedeutung hatte (und hat?), sondern ein in wechselnden politischen und weltanschaulichen Konstellationen beliebig zu verwendender Joker war und ist, ein in jeder Lage hilfreicher Legitimationsbegriff, der bislang nie die Dignität eines an nicht austauschbare Inhalte gebundenen Imperativs erreichte«(Kappeler 2000, S. 633ff.).

Diese Kritik gilt der Profession im Allgemeinen. Natürlich haben Einzelne zu allen Zeiten der Sozialen Arbeit sich die Freiheit genommen, vor allem in Situationen zugespitzter gesellschaftlicher Konflikte, einen eigenen Standpunkt zu beziehen und zu vertreten.

Wenn die Soziale Arbeit von ihrer eigenen Geschichtsschreibung nicht als ein originärer Ort der Entstehung und der Wirkung klassifizierenden und sozial-rassistischen Denkens gesehen wird, geht sie davon aus, dass das „Eindringen“ dieses Denkens in den „inneren Bezirk der Hilfe und der Menschenliebe“ mit der Dominanz anderer gesellschaftlicher Kräfte zu erklären ist, denen solches Denken als „Eigenes“ zugeschrieben wird. Auf diese Weise wird die Soziale Arbeit solchen Mächten gegenüber als nicht genügend widerstandsfähig oder gar als hilflos, jedenfalls aber als unterlegen verstanden. Ein Beispiel dafür liefert Jürgen Reyer (1999) mit seinem wichtigen Buch „Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege — Entwertung und Funktionalisierung der Fürsorge vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart“. Reyer schreibt, dass das sozial-rassistische Denken in der Form von Eugenik/Rassenhygiene „zweifellos außerhalb des Bereichs der Sozialen Fürsorge und Wohlfahrtspflege“ entstanden sei, in einer „Fronten- und Konkurrenzstellung“ zum Selbstverständnis der Sozialen Arbeit, der es um eine „erzieherische und sozialfürsorgerische ‚Verbesserung‘ des Menschen“ gehe. Erst gegen Ende der zwanziger Jahre sei es zu einer „eugenischen Umgestaltung“ beziehungsweise „Neuorientierung“ der Sozialen Fürsorge in Deutschland gekommen:

„Der Gedanke dabei ist, dass die rassenhygienische Infiltration in fürsorgerisch bedeutsame gesellschaftliche Gruppierungen und in den Träger-, Verwaltungs- und Arbeitsbereich der Fürsorge und Wohlfahrtspflege einerseits von Prozessen der Delegitimierung und Entwertung der fürsorgerischen Arbeit begleitet war, andererseits als Prozeß der Funktionalisierung des ‚Fürsorgeapparates‘ für rassenhygienische Zielsetzungen analysiert werden kann. Die Betrachtung der Ausgangskonstellation zeigt, dass die soziale Fürsorge und Wohlfahrtspflege von Anfang an in der eugenischen Lehre einen zentralen Platz einnahm, während umgekehrt eugenisches Denken zunächst außerhalb des Wahrnehmungshorizontes der sozialen Fürsorge lag und erst allmählich, deutlich sichtbar in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, Einfluß im Bereich der Fürsorge und Wohlfahrtspflege gewann“ (Reyer 1999, S. 10).

Reyer konstruiert mit seiner Geschichtsschreibung ein Bild von einer verführten

und bedrängten Sozialen Arbeit, die, im Gegensatz zu ihrem Selbstverständnis, von mächtigen Tätern zum Opfer gemacht wird. Der den „Helfer“ konstituierende Blick auf das „Opfer“ (dem geholfen werden muss) kehrt sich hier gegen die Profession der „Helfenden“ selbst. Diese Geschichtsschreibung bietet eine Selbstdefinition der Sozialen Arbeit als „Opfer von übermächtigen Verhältnissen“, die sie selbst nicht zu verantworten habe. Identitätspolitik zielt auf „positive Identifikation“ des/der einzelnen Professionellen mit der Profession, die unter anderem mit einem positiven und möglichst widerspruchsfrei um den Fokus „Hilfe/Solidarität“ herum entwickelten Geschichtsbild hergestellt wird. Die Annahme beziehungsweise Übernahme dieses Geschichtsbildes vom gewählten Beruf gestattet dem/der Einzelnen sich auf der »guten« beziehungsweise der »richtigen« Seite der Gesellschaft zu verorten und die eigenen beruflichen Handlungen von diesem Metasystem her prinzipiell als „Hilfe“ abzuleiten. Der/die Einzelne enthebt sich auf diese Weise der Anforderung, das eigene Handeln im beruflichen Alltag und die dieses Handeln lenkenden Sichtweisen sowie die ihm zugrunde liegenden Strukturen selbst-kritisch auf seine/ihre Widersprüche und Ambivalenzen hin zu befragen und selbst zu verantworten. Berufliche Identität in diesem Sinne hat eine enorme entlastende Wirkung. „Jede Ideologie hat für das Individuum Entlastungsfunktionen, die es sich selbst gar nicht schaffen könnte“, sagt Gerhard Wittenberger im Interview. Eine Professionsgeschichtsschreibung, die die Verstrickungen und Komplizenschaften der Sozialen Arbeit in und mit Strategien der Unterdrückung und Disziplinierung in der Geschichte des Berufs bis hin zur rassistischen Bevölkerungspolitik im nationalsozialistischen Deutschland und bis hin zu den Ordnungspolitikern der beiden deutschen Staaten und des vereinigten Deutschlands nach 1945 nicht als wesentliche Teile der Berufsgeschichte erforscht und analysiert, betreibt Identitätspolitik, beziehungsweise ist Teil dieser Politik. Indem sie die Soziale Arbeit umstandslos dem „Bezirk der Menschlichkeit“ zuordnet, ermöglicht die Geschichtsschreibung der Profession und damit dem Professionellen den „entlastenden Blick“, der allerdings eine folgenschwere Konsequenz hat: die Aufteilung der sozialen Praxis, der gesellschaftlichen Organisationen und politischen Bewegungen in gute und schlechte — mit der Selbsteinschreibung im „Bezirk der Menschlichkeit“. Was zu diesem hergestellten Selbst-Bild nicht passt, wird abgespalten, verdrängt oder — perfekter noch — umdefiniert. In einem Vortrag zur Beteiligung der Jugendämter im nationalsozialistischen Deutschland an der „Einweisung“ von nonkonformistischen Mädchen und Jungen in die von der SS errichteten Jugendkonzentrationslager habe ich eine Geschichtsschreibung der Sozialen Arbeit als „Selbst-Aufklärung der Profession“ gefordert, die einen Beitrag gegen das Verdrängen von Erfahrungen und Beteiligungen zu leisten hätte (Kappeler 1999, S. 225ff.). Verdrängen ist ein Mechanismus der Psychohygiene, mit dem wir uns helfen, im Alltag zu funktionieren. Aber das Verdrängte ist virulent. Seine Inhalte sind regelmäßig unangenehm bis schrecklich. Sie sollen keinen Ort in unserem Bewusstsein haben, weil sie nicht vereinbar sind mit unserem Bild von uns selbst, von der Ge-

sellschaft, in der wir leben, von dem Beruf, den Institutionen und Organisationen, in denen wir arbeiten und Verantwortung tragen.

Eine Geschichtsschreibung, die versucht, die Widersprüche und Ambivalenzen der Sozialen Arbeit und die aus ihnen resultierenden Verstrickungen in menschenfeindliche Sozialtechnologien in Vergangenheit und Gegenwart zu erhellen, muss darauf verzichten, die Profession und die in ihr handelnden Menschen zu vereindeutigen, indem sie sie umstandslos der menschenfreundlichen „Hilfe“ beziehungsweise dem „Helfen“ zuordnet und sie damit auf der Seite des Guten einschreibt. Eine Geschichtsschreibung gegen die Verdrängung muss versuchen, Verantwortlichkeiten vor allem da zu klären, wo sie im scheinbar Harmlosen verborgen sind. Sie muss den Kontinuitäten des Normativen in den alltäglichen Denkformen und Sichtweisen nachspüren, gemäß der Auffassung, dass Geschichte kein abgrenzbares Ereignis ist, etwa die Geschichte der Sozialen Arbeit im „Dritten Reich“ als Teil nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik, sondern immer ihr Vorher und ihr Hernach hat.

Ich halte eine pädagogische Geschichtsschreibung für kontraproduktiv, die versucht, mit Identifikationsangeboten berufliche Identität zu stiften. Meines Erachtens hat die Geschichtsschreibung der Sozialen Arbeit vor allem die Aufgabe, die Mythen von der „helfenden Profession“ und ihren „makellosen“ Gründungsmüttern und -vätern zu dekonstruieren, um dem immer ungewissen „Lernen aus der Geschichte“ zumindest eine Chance zu eröffnen. Was könnte es schaden, wenn SozialarbeiterInnen/ SozialpädagogInnen erfahren, dass die verehrte Alice Salomon in ihrer deutsch-nationalen Haltung während des Ersten Weltkriegs die Kriegsziele ihres politischen Spektrums unterstützte, sich mit ihrer ebenso bedeutenden Kollegin Gertrud Bäumer in der Notwendigkeit des Beitrags der Sozialen Arbeit zur „Stabilisierung der Heimatfront“ einig war, und mit der Gründerin der Arbeiterwohlfahrt, der sozialdemokratischen Fürsorgepolitikerin Marie Juchacz, den Verlust der deutschen Kolonien durch die Entscheidungen der Siegermächte des Ersten Weltkriegs beklagte und alle diese Sichtweisen und Haltungen an die Schülerinnen der von ihr gegründeten Sozialen Frauenschule vermittelte? Alice Salomon, Gertrud Bäumer und Marie Juchacz bleiben bedeutend und verehrungswürdig, auch wenn sie in ihren Widersprüchen und manchen Befangenheit im dominanten Denken ihrer Zeit dargestellt werden. Für ein professionelles Selbstbewusstsein in der Sozialen Arbeit werden keine zu HeldInnen oder MärtyrerInnen stilisierten Projektionsangebote gebraucht, sondern die Fähigkeit, die widersprüchliche und ambivalente Berufsgeschichte, wie sie sich auch in ihren hervorragenden VertreterInnen spiegelt, reflektieren zu können.

Wie alle sogenannten helfenden Berufe, die mit ihrem Handeln unmittelbar in das private Leben anderer Menschen hineinwirken und oft genug eingreifen, benötigt die Soziale Arbeit Fachkräfte, die die Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur kritischen Reflexion der gesellschaftlichen Funktionen ihres Berufs in Geschichte und Gegenwart als Teil ihrer beruflichen Qualifikation erworben haben. Meines Erachtens sollte die Reflexion Sozialer Arbeit auf verschiedenen (nicht hierarchischen) Ebenen erfolgen:

- a) der individuellen Ebene der in unterschiedlichen Praxisfeldern und Funktionen arbeitenden Frauen und Männer mit Hilfe der zum Teil von der Profession selbst entwickelten Methoden wie Supervision, Psychodrama, kollegiale Beratung, Teamdiskussion, Fort- und Weiterbildung, wobei nicht nur die subjektiven Aspekte individuellen beruflichen Handelns, sondern auch seine institutionellen und politischen Bedingungen und lebensweltlichen Bezüge des jeweiligen Klientels zu dieser Selbst-Reflexion gehören sollten,
- b) die gesellschaftliche Ebene, auf der Soziale Arbeit als gesellschaftliches Teil-System in ihren Funktionen für das ökonomische, kulturelle und politisch widersprüchliche Ganze der jeweils konkreten Gesellschaft, in der sie stattfindet, reflektiert wird und
- c) die Ebene der geschichtlichen Entwicklung der Profession als Teil und im Kontext der verschiedenen Epochen, zum Beispiel der Geschichte Deutschlands während ihres bisherigen Professionalisierungsprozesses, der in Unterscheidung von christlicher und bürgerlicher Liebestätigkeit und klassischer Armenpflege etwa mit der Gründung des »Deutschen Reiches« im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts einsetzt.

Während die erste Ebene bewusstseinsmäßig und methodisch weit entwickelt ist — mit großen Defiziten bei ihrer »flächendeckenden« Umsetzung in der Praxis —, droht die zweite Ebene, die sich in der Folge der achtundsechziger kulturevolutionären Bewegung in den siebziger/achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelte, im Zuge einer re-aktiven „Psychologisierung“ und „Ökonomisierung“ von Denken und Handeln in der Sozialen Arbeit stark zurückgedrängt zu werden. Die dritte Reflexionsebene, die Professionsgeschichtsschreibung, ist bisher kaum als kritische Selbst-Reflexion der Sozialen Arbeit entwickelt und, von einigen Ansätzen abgesehen, in einem identitätspolitischen Projekt stecken geblieben.

Die Auffassung, dass die Professionsgeschichtsschreibung, die ja ganz überwiegend von Angehörigen der Sozialen Arbeit selbst geschrieben wird, eine wesentliche Dimension der Selbst-Reflexion ist (sein sollte), ohne die die anderen Ebenen der Reflexion rudimentär bleiben müssen, hat sich bisher kaum verbreitet. Meines Erachtens liegt das an einer ungenügenden Trennschärfe zwischen der normativen und pragmatisch-praktischen Wirklichkeit sozialer Arbeit. Diese „Verwischung“ führt dazu, dass die von den AutorInnen für die Gegenwart der Sozialen Arbeit propagierten Leitvorstellungen a-historisch der Profession und ihre Geschichte in toto unterstellt werden. Diese Leitvorstellungen, wie sie etwa in §1 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes und im §1 des Bundessozialhilfegesetzes formuliert sind, werden von der identitätspolitischen Geschichtsschreibung bezogen auf Vergangenheit und Gegenwart als von außen bedroht gesehen und ihre unzureichende Realisierung in der professionellen Praxis beziehungsweise ihre Verkehren in das gerade Gegenteil werden entweder als politisch-ideologische Instrumentalisierungen, beziehungsweise Funktionalisierungen oder als Ausdruck indi-

vidueller Bewußtseinsdefizite von Professionellen beschrieben. So schreibt etwa Ernst Engelke (2000): „Soziale Arbeit ist wie keine andere Disziplin und Profession den Rechten der Menschen, insbesondere der Autonomie der Menschen, die sich ihr anvertrauen beziehungsweise ihr anvertraut werden, verpflichtet. Durch Reflexion muß verhindert werden, dass Soziale Arbeit gegen ihre Klienten generell instrumentalisiert wird. Es muß aber auch erreicht werden, dass die/der einzelne SozialpädagogeIn ihre/seine biografisch bedingten Einseitigkeiten, Verzerrungen und Ideologien der Sozialen Arbeit wahrnimmt und gegebenenfalls korrigiert“

Die verwendete Begrifflichkeit (Worte und Wendungen, die leicht überlesen werden) ist hier bedeutend. Engelke schreibt nicht, dass durch Reflexion verhindert werden soll, dass sich die Soziale Arbeit gegen ihr Klientel richtet, sondern, dass die Soziale Arbeit gegen ihr Klientel „generell instrumentalisiert“ wird. Nach der im ersten Satz dieses Zitats erfolgten In-Eins-Setzung von normativen Leitideen und realisierter Praxis („Soziale Arbeit ist wie keine andere Disziplin und Profession den Rechten der Menschen insbesondere der Autonomie der Menschen ... die sich ihr anvertrauen beziehungsweise ihr anvertraut werden, verpflichtet“) können für die Widersprüche und Umkehrungen im Verhältnis von Leitnormen und Praxis nur noch Kräfte von außen, die mit Gewalt und List die Soziale Arbeit um ihr „Eigenes“ bringen, verantwortlich gemacht werden. Es ist mithin das „Fremde“, das das „Eigene“ korrumpiert. In dieser Sichtweise ist das „Eigene“ im konkreten Falle lediglich zu unaufmerksam, schwach oder zu verführbar und im großen politischen Kräfte-spiel unterlegen. Selbstverständlich ist den AutorInnen der identitätspolitischen Geschichtsschreibung bekannt, dass Soziale Arbeit auch Kontrolle, Disziplinierung, Ausgrenzung, Fremdbestimmung, ja sogar Beteiligung an der Vernichtung von Menschen war und ist, aber diese „Schattenseiten“ werden nicht als zu ihrem „Eigenen“ gehörend verstanden, sondern als Verirrung und Verführung durch Zumutungen von „außen“ gesehen. Was im widersprüchlichen und ambivalenten Handeln einzelner professioneller und einzelner Institutionen gesehen wird, die dialektische Verschlingung von Emanzipation und Herrschaft, wird im Blick auf die Profession als Ganzes und auf ihre Geschichte ausgeblendet.

Die Instrumentalisierungsthese hat in der Geschichtsschreibung der Sozialen Arbeit zu einer Dichotomisierung geführt, die „gut“ und „böse“ im Prinzip jeweils eindeutig bestimmten Personen, Organisationen und politischen Verhältnissen zuordnet in dem Bestreben, die meines Erachtens für die Soziale Arbeit bislang konstitutiven Ambivalenzen aufzulösen, mit dem impliziten Ziel, den Studierenden und PraktikerInnen der Sozialen Arbeit — aber auch sich selbst? — die positive Identifikation mit einem an Menschenrechten und KlientInnenautonomie orientierten Hauptstrang in der Berufsgeschichte zu ermöglichen, als vermeindlich notwendige Voraussetzung für eine positive berufliche Identität. Das „Fremde“ wird als bedrohliche Kraft mit Instrumentalisierungsabsichten als Projektionsfläche für Funktionen und Praktiken, die nicht zum gewünschten positiven Selbst-Berufsbild

der Sozialen Arbeit passen, genommen. Dafür spricht auch die Hypostasierung der Sozialen Arbeit als einer „Menschenrechtsprofession“, die „wie keine andere“ den „Rechten und der Autonomie der Menschen“ (Engelke 2000) verpflichtet sei. Dem Postulat, dass Soziale Arbeit sich an den politischen und sozialen Menschenrechten orientieren soll, kann ich ohne Einschränkungen zustimmen, gehe aber davon aus, dass dieses Postulat als ethische Leitvorstellung genauso für andere Professionen gilt und von ihnen auch beansprucht wird, sofern sie mit ihrem Handeln unmittelbar in die Lebensgestaltung von Individuen unter der Überschrift „Hilfe“ eingreifen, wie zum Beispiel MedizinerInnen, JuristInnen, PsychotherapeutInnen etc. Die Selbsterklärung der Sozialen Arbeit zu einer besonderen „Menschenrechtsprofession“ ist aus meiner Sicht weder durch die Summe der Praxisvollzüge gedeckt, noch im Vergleich mit anderen Professionen, mit denen oft genug kooperiert werden muss, berechtigt und für die Kooperation förderlich. Es handelt sich meines Erachtens um eine zum „Identitätsprojekt“ gehörende Selbststilisierung.

Es ist merkwürdig, dass die GeschichtsschreiberInnen der Sozialen Arbeit, jedenfalls die der achtziger/neunziger Jahre, fast ohne Ausnahme zum linken und liberalen Spektrum von Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit gehören. Warum sind gerade sie die Akteure einer Identitätspolitik, die bezogen auf eine nicht beziehungsweise enttabuisierende Selbst-Reflexion kontraproduktive Wirkungen hat? Mir ist aufgefallen, auch an der Überprüfung der Entwicklung meiner eigenen Sichtweisen, dass an den Extrempunkten des Spektrums sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Denkens und Handelns deutliche Distanzierungen von jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Kontexten vorgenommen werden: In den aus einer radikalen Kritik am Bestehenden resultierenden Reformideen und Projekten einerseits und in der Sicht auf die Formen radikaler Übereinstimmung mit dem Bestehenden, wie sie in der Beteiligung von Personen und Institutionen der Sozialen Arbeit zum Beispiel an der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik zum Ausdruck kam, andererseits. Meines Erachtens besteht zwischen diesen Extrempositionen ein innerer Zusammenhang. Die aus der kritischen Distanz zu einer auf Herrschaft aufgebauten Gesellschaft als Gegenentwurf entwickelten Vorstellungen und Versuche bilden den positiven Anknüpfungspunkt für die Geschichtsschreibung und die Verstrickung der Sozialen Arbeit in die menschenverachtende Praxis des „Dritten Reiches“ bildet die Folie für die Distanzierung von einer sozialen Arbeit im „Dienste der Herrschenden“. Dieses Muster ist in der zeitgeschichtlichen und der aktuell-situationsbezogenen Sicht von TheoretikerInnen und BerufspraktikerInnen der Sozialen Arbeit so verankert, weil es schnell und einigermaßen befriedigend die Selbstzuordnung ermöglicht, jedenfalls bei den Professionellen, für die ein Bewußtsein von der Geschichte des gewählten Berufs zum Selbstverständnis gehört — ich nehme mich davon in keiner Hinsicht aus.

In der Dialektik von Besonderem und Allgemeinem liegt ja auch in der Tat ein für das individuelle Alltagsbewußtsein, das auch die »TheoretikerInnen« haben sobald sie ihre „Studierstube“ verlassen, schwer zu lösendes Problem. Bringt nicht je-

de Herausbildung eines neuen Praxisbereichs gesellschaftlicher Tätigkeit neue, tendenziell unabhängige Optionen für das berufliche Denken und Handeln? Und bleiben nicht die einmal hervorgebrachten und etablierten »Handlungsfelder« und die Berufe, die sich in ihnen professionell entwickeln und sie besetzt haben, trotz aller gewordenen »Normalität« etwas Besonderes, sich deutlich von anderen unterscheidendes? Und ist nicht die Möglichkeit und Erfahrung von Kritik und Innovation der subjektiv erfahrbare Beweis für eine zumindest relative Unabhängigkeit des Besonderen vom Allgemeinen? Die relative Freiheit des Besonderen gegenüber dem Allgemeinen ist eine Tatsache —, aber ihr Vorhandensein bedeutet nicht, dass sie im Sinne der Erweiterung von Freiheitsgraden in Achtung und Verteidigung des Subjektstatus und der kulturellen Selbstdefinitionen von Einzelnen und Gruppen, die »Gegenstand« beruflichen Handelns von Institutionen und Personen der Sozialen Arbeit werden, auch genutzt wird.

Die immer umfassender und gleichzeitig detaillierter werdenden Studien zur Berufsgeschichte zeigen deutlich, dass Passung und Anpassung das Denken und Handeln der Personen, Institutionen und Organisationen der Sozialen Arbeit überwiegend bestimmen und nicht Distanzierung, Kritik, Verweigerung und Widerstand. Für die verschiedenen Ebenen der Selbst-Reflexion der Sozialen Arbeit kommt es meines Erachtens darauf an, die nicht mehr zu leugnenden historischen Befunde als Belege für die Mit-Täterschaft der Sozialen Arbeit zu verstehen, die Gründe für Beteiligung, Komplizenschaft und Verstrickung zu erforschen und nach Wegen zu suchen, die sich den postulierten Leitnormen und Zielen annähern: Selbstaufklärung statt Identitätspolitik.

In diesem Sinne wünsche ich Gerhard Wittenberger auch für die Zeit nach seinem sechzigsten Geburtstag Engagement und Kreativität.

Literatur

- Engelke, E. (2000): Reflexion Sozialer Arbeit, Habilitationsschrift Technische Universität Berlin.
- Kappeler, M. (1999): Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert — Essays zur Dialektik von Herrschaft und Emanzipation im sozialpädagogischen Handeln, Frankfurt/M.
- Kappeler, M. (2000): Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen — Rassenhygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit, Marburg.
- Reyer, J. (1991): Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege — Entwertung und Funktionalisierung der Fürsorge vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Freiburg.
- Wittenberger, G. (1997): Fragen zur Supervision in kirchlichen Einrichtungen. Ein Gespräch mit Gerhard Wittenberger. In: FoRuM Supervision, Heft 10, 1997, S.92 – 99.

Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Manfred Kappeler, Belziger Str. 38, 10823 Berlin.

Bernadette Grawe

Balintgruppe für Supervisor/innen – Persönliche Betrachtungen nach zehn Jahren Erfahrung als Teilnehmerin

Zusammenfassung: Die Autorin geht davon aus, dass Balintgruppenarbeit für Supervisor/innen verschiedene Funktionen erfüllt. Sie dient der fachlichen Kontrolle, sie bietet praxisorientierte Fort- und Weiterbildung an und kann als eine Institution betrachtet werden, die ermöglicht, die hoch spezialisierte supervisorische Beratungstätigkeit kontinuierlich zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Anhand von konkreten Fallbeispielen aus der Praxis einer Balintgruppe illustriert die Autorin die Arbeitsweise einer Balintgruppe und kommentiert die dabei gemachten Erfahrungen aus der Sicht einer Teilnehmerin.

Seit meiner Ausbildung in den Jahren 1989/1991 lasse ich, wie man so schön sagt, meine supervisorische Arbeit bei Gerhard Wittenberger in einer Balintgruppe „fachlich kontrollieren“. 1990 trafen wir uns zunächst noch als Ausbildungskandidat/innen in Kassel im Alexander-Mitscherlich-Institut. An den Wänden unseres Arbeitsraumes hingen moderne Kunstobjekte, Arbeiten des damaligen Leiters des Psychoanalytischen Institutes, Eugen Mahler. In meiner Erinnerung sind es aneinander geklebte Papierobjekte gewesen, und ich erkannte die Techniken, mit denen wir als Kinder schon gerne Papier gefaltet und miteinander „Himmel und Hölle“ gespielt hatten. Das hier in den Kunstobjekten im Psychoanalytischen Institut benutzte Papier waren alte vergilbte Notenblätter mit Liedern gewesen mit einem durch die Faltechnik immer wieder unterbrochenen und in seiner Gänze nicht lesbaren Liedtext ...

Vielleicht ist es gar nicht so merkwürdig, dass mir diese Kunstobjekte wieder einfallen, wenn ich an meine ersten Balintgruppen-Sitzungen denke. Es blieb mir viele Sitzungen lang fremd und rätselhaft, wie die verschiedenen Schichten eines von uns dargestellten supervisorischen Problems hier in der Arbeit der Balintgruppe „entfaltet“ wurden. Die von Gerhard Wittenberger beobachteten „Spiegelungen“ des Falles in der aktuellen Szene der Balintgruppe z.B. schienen mir damals weit hergeholt und wohl eher einer Konstruktion geschuldet (es ist so, weil es konzeptuell so sein muss) als wirklich und wahrhaftig hier vorgekommen ... Der verschlüsselte Text eines Falles wurde mir in unserer analytischen Arbeit nur sehr langsam sichtbar und verstehbarer.

Vor den eigenen blinden Flecken, vor dem Abgespaltenen, das plötzlich sichtbar wird und aktuell Raum greift, erschrickt man verständlicherweise. Es bedarf – auch wenn ich mich daran irgendwie gewöhnt habe – bis heute des Mutes, ver-

drängte Seiten der eigenen supervisorischen Arbeit, die in der Balintgruppe plötzlich zum Vorschein kommen, nicht wieder wie im „Himmel-Hölle“-Spiel mit einem geschickten und schnellen Zuklappen wieder zum Verschwinden zu bringen, sondern den dargebotenen neuen Text des Fallmaterials behutsam zu entziffern (womit wir schon mitten drin sind in unserer Thematik).

Seither nehme ich nun in Folge an der dritten Balintgruppe bei Gerhard Wittenberger teil, unsere jetzige Gruppe besteht seit Beginn 1994. Von den damals 9 Teilnehmer/innen sind mittlerweile noch 4 in der Gruppe, neue sind hinzugekommen, einzelne wieder hinausgegangen. Die Kollegengruppe von Supervisor/innen fluktuiert bei Wahrung einer gewissen Kontinuität über ein paar Jahre. Wir sitzen schon lange nicht mehr im Alexander-Mitscherlich-Institut sondern in den Praxisräumen von Gerhard Wittenberger in Kassel-Wilhelmshöhe. In diesen Jahren ist mein Verständnis für Balintgruppenarbeit immer tiefer geworden. Ich bin zunehmend überzeugt davon, dass sie eine unverzichtbare fachliche Begleitung für Supervisor/innen ist und ich bin dankbar darüber, dass ich hier meine supervisorische Praxis immer wieder neu reflektieren kann.

Ich sehe heute drei wichtige Funktionen der Balintgruppe: 1. Sie bietet Supervisor/innen eine fachliche Kontrolle und ist damit auch ein notwendiges Korrektiv. 2. Sie ist praxisorientierte Fort- und Weiterbildung. 3. Sie hat den Charakter einer Institution.

Im Folgenden möchte ich gerne einen Einblick geben in die Praxis unserer Balintgruppenarbeit und dabei diese verschiedenen Funktionen illustrieren. Neue theoretische Erkenntnisse über Balintgruppenarbeit wird man im Folgenden vielleicht nicht gewinnen. Allerdings regt die Arbeit in der Balintgruppe immer wieder neue Fragen an und wirft wichtige Denkhorizonte für die alltägliche Supervisionsarbeit auf. Wenn sichtbar würde, welche kreativen und befriedigenden Lernorte mit dieser Arbeit entstehen, hätte die folgende Dokumentation schon ihr Ziel erreicht.

Reinszenierungen in der aktuellen Interaktion

In einem Jugendwohnheim supervidiere ich zwei Teams von Mitarbeiter/innen. Während einer Supervision mit einem dieser beiden Teams im Haus erfahre ich, dass Grenzverletzungen zwischen Mitarbeiter/innen und Klientinnen im Haus vorgekommen sind und dass ein Mitarbeiter aus dem anderen Team, das ich ebenfalls supervidiere, beurlaubt worden ist. Es werde mittlerweile ermittelt wegen sexueller Übergriffe mit einer minderjährigen Klientin. Dieses Team hat mir die letzte Supervision abgesagt und ich bin ratlos, entwickle nach dieser Information Schuldgefühle und frage mich: habe ich in der supervisorischen Arbeit etwas übersehen?

Im Verlauf der Balintgruppensitzung wird die Geschichte der Supervision aufgerollt. Es wurde schon in früheren Supervisionsitzungen immer wieder über die

Verliebtheit der Mädchen gesprochen und über die Versuche dieses jungen, selbst noch jugendlich und zudem attraktiv wirkenden Mitarbeiters mit den erotischen Angeboten der Klientinnen umzugehen. Nach anfänglichen hilfreichen Unterstützungsangeboten bei der Abgrenzung wurde das Team ihm gegenüber zunehmend ärgerlich, es kamen in den Supervisionssitzungen Vorwürfe, er nehme seine Rolle nicht richtig wahr. Schließlich wurde der Konflikt zwischen ihm und dem Team stärker und in der letzten Supervisionssitzung war er nicht mehr da: er war krank und wahrscheinlich beurlaubt. Mehr wurde nicht berichtet. Im Haus kursierten — wie das Team zu diesem Zeitpunkt erzählte — Gerüchte, er habe sich auf eine intime Beziehung zu einer Klientin eingelassen. Sie hatten selbst keine Kenntnis davon. In den vorausgegangenen Supervisionssitzungen war es häufig um Teamkonflikte — wie soll hier geleitet werden? — und um konflikthafte Beziehungen untereinander gegangen. In der Beratung der Balintgruppe wird gedeutet: die heftige Erotisierung der Szene durch die Mädchen könnte eine Folge der Abwehr des Generationskonfliktes im Team sein: die Mitarbeiter/innen schauen gebannt auf ein „Nebengleis“, bzw. auf die immer bereitliegende sexuelle Triebdynamik und lassen sich von der dahinter liegenden Auseinandersetzung ablenken.

Heute fehlen in der Balintgruppe zwei Kolleginnen und eine Kollegin drückt ihre Hilflosigkeit aus, sie findet die Szene sehr bedrückend und sie sagt dann: „Mir fehlen die beiden anderen Frauen heute hier in der Balintgruppe ...“. Ich empfinde das spontan als kränkend — im Sinne: mir fehle eine bestimmte Art von Mütterlichkeit oder Weiblichkeit. Einige männliche Teilnehmer der Balintgruppe steigen ein, interpretieren. Gerhard Wittenberger hält sie zurück: „Vielleicht müssen die Frauen hier mal Kontakt bekommen zueinander ...“. Ich höre weiter zu, was die Kollegin mir sagen will, die ihrerseits ganz erschrocken ist, dass sie mich gekränkt hat. Nach einiger Zeit erfasse ich besser, was sie mir sagen will: sie nimmt die Perspektive der jungen Mitarbeiterinnen im Team ein, die allesamt mit der Arbeit mit den pubertierenden und gestörten Mädchen hilflos und überfordert sind. Und mir fällt ein: eine der Mitarbeiterinnen, die selbst Kinder hat und schon etwas älter ist, zieht sich eigentlich eher zurück und achtet peinlich genau darauf, dass der Dienstplan ihre privaten Interessen nicht tangiert. Die andere, die auch Mutter ist, hat aus ähnlichen Gründen die angebotene Teamleitungsrolle nicht übernommen und einer anderen, noch nicht solange im Haus tätigen Mitarbeiterin überlassen. Es gibt im Team also Rückzüge derjenigen, die mehr Erfahrungen haben und hier dem ständig agierten Generationskonflikt zunächst vielleicht besser standhalten könnten als diejenigen jungen Teammitglieder, die selbst noch eine hohe Nähe zur pubertierenden Klientengruppe haben. Der junge Mitarbeiter, den die Klientinnen hier in seinem geringen Altersabstand zu ihnen immer wieder erotisch aufgeladen hatten, hatte möglicherweise in seinen älteren Kolleginnen auch nicht die Modelle zur Verfügung, wie man diesen Generationskonflikten standhalten könnte.

Die im Hier und Jetzt der Balintgruppe erfolgte Interaktion mit meiner Kollegin wird zu einem Schlüssel, um zu verstehen, was in diesem Team Thema ist. Warum nahm ich die Bemerkung, hier fehlten ihr die beiden anderen Frauen der Balintgruppe, spontan als Kränkung? Mir fiel auf: diese beiden Fehlenden sind Mütter, ich selbst und auch die anwesende Kollegin haben selbst keine Kinder. Meine spontane Kränkung könnte man nun in einer Selbsterfahrungsgruppe weiter bearbeiten, sei es auf die konkrete Beziehungsdynamik zwischen mir und meiner anwesenden Balintgruppen-Kollegin oder auf die Beziehungsdynamik zwischen den Männern und den Frauen hier in unseren Sitzungen eingehen. Gerhard Wittenberger pflegt an solchen Stellen immer einen Moment Zeit zu geben, um die entstandenen Gefühle wirklich leben zu lassen. Wir wissen aber alle genau, dass hier wieder die Nahtstelle ist, an der sich die Balintgruppe von einer Selbsterfahrungsgruppe unterscheidet. In der Balintgruppe entwickelt sich hier ein anderer Fokus: die Interaktion in der Balintgruppe wird wie ein „roter Faden durch die Nadel des Falles“ gezogen. Und so übertragen wir den Gehalt der Interaktion, bringen ihn mit dem Fall in Verbindung: Wie geht es im Team wirklich mit der „mütterlichen“ Versorgung der Mädchen? Was fehlt? Welche gegenseitigen Erwartungen haben die weiblichen Teammitglieder aneinander? Welche Modelle geben die Mütter ab, wenn sie sich real zurückziehen auf ihre Kleinfamilie? Aber auch, in der Identifikation mit ihnen: Wieviel Hilflosigkeit entsteht, wenn man die Übertragung so bedürftiger Mädchen annimmt? Wieviel Versagensängste und Schuldgefühle, dem letztlich nicht gerecht zu werden? Vielleicht wäre in diesem Team viel mehr darüber zu reden, weil diese Fragen vermutlich hinter den agierten Dienstplan- und Leitungskonflikten stehen. Meine Kränkung erwies sich als Spur für die Entdeckung von Versäumnissen: Ich hatte meinem eigenen Ideal tatsächlich nicht entsprochen, ich war in meiner supervisorischen Begleitung dieses Teams offenbar tatsächlich keine Gesprächspartnerin gewesen für diese doch so wichtigen Fragen.

Ob man diese in der Balintgruppe immer wieder zu beobachtenden Phänomene der Verbindungen zwischen dem unbewussten Fall und der Interaktion der Balintgruppenteilnehmer/innen begrifflich zutreffend als „Spiegelungsphänomene“ bezeichnen kann, sei dahin gestellt. Es bedarf sicherlich immer wieder der blitzartigen Perspektivenwechsel, um der Spur des Unbewussten zu folgen. Die Erfahrung unserer Balintgruppen hat gezeigt, dass wir meistens darauf vertrauen können, dass sich wichtige Ebenen des vorgetragenen Falls im Resonanz- und Interaktionsraum der Gruppe wieder inszenieren.

Die verblende Faszination von starken Gefühlen

Kollege B. aus der Balintgruppe hat vier oder fünf Sitzungen mit der Leitung eines Altenheims gemacht. In dieser Leitungsgruppe gibt es einen heftigen Konflikt

zwischen zwei Frauen — der Heimleiterin (HL) und der Pflegedienstleiterin (PDL). In den Supervisionsitzungen kommt es immer wieder zu langen Schweigephasen. Wenn die PDL teilnimmt, ist die HL nicht da, wenn diese teilnimmt, ist jene nicht da. Nur in der Kontrakt Sitzung und in der ersten Sitzung waren beide anwesend. In der 1. Sitzung teilt die PDL mit, dass sie nicht mehr mit der HL zusammenarbeiten will, sie hält es nicht mehr aus, sie findet die Kooperation unerträglich. Das Team wirkt gelähmt, mit dem Konflikt befasst. Beide Kontrahentinnen sind mittlerweile so verstrickt, dass sie Anwälte eingeschaltet haben. Die PDL will gerne in ein anderes Haus des gleichen Trägers, schließlich nimmt sie die ihr angebotene andere Stelle aber nicht an und will nun doch im Team verbleiben. In einer Supervisions-Sitzung eskaliert der Konflikt: die Teilnehmer/innen bringen kein Material zum Besprechen ein: „Wir haben gestern schon mal überlegt, uns ist nichts eingefallen“. B. macht eine kurze Pause, denkt darüber nach, ist wütend und will den Kontrakt konfrontieren. In der Gruppe dann gelingt ihm aber nur der Hinweis, so gehe es nicht, die Gruppe solle beim nächsten Mal bitte Material zum Besprechen einbringen. Er beendet die Supervision vorzeitig. Er fühlt sich hilflos, depotenziert und ratlos, wie er mit diesem Team weiter umgehen soll.

In der Balintgruppe kommen schnell Einfälle, die sich mit dem Konflikt der beiden Frauen befassen. Die Vakuum-Kugel fällt ein aus dem Physikunterricht: zwei Halbkugeln sind aneinandergeheftet, ihnen wird die Luft entzogen und sie kleben aneinander, sind nicht mehr auseinander zu ziehen: ein Affekt bindet die beiden Frauen heftig aneinander. Die Einfälle reichen von „unheimliche Frauenrivalität“ bis „Schattenboxen“, die eine Frau als der Schatten der anderen Frau. In der Balintgruppe entsteht eine Phase der Faszination über diese Frauenrivalität. Das Zerstörerische dringt nach oben, niemand will der anderen die Macht überlassen, die letzte Eskalationsstufe scheint erreicht: eine will die andere in den Abgrund ziehen. Die Faszination, der wir in der Balintgruppe eine Weile erliegen, zeigt sich in unseren Einfällen mit großen Bildern von Sturm und „Auge“ im Orkan ... Hinter dieser Rivalität wird auch die darin ausgelebte Lust fühlbar. Dann wendet sich das Blatt in der Balintgruppe wieder, die reale Szene kommt wieder in den Blick und es wird die Frage gestellt, worum die beiden eigentlich rivalisieren? Der im Team anwesende Mann, ein Sozialarbeiter, wird als „lasch“, „weich“ und hilflos beschrieben, der Supervisor findet ihn unmännlich. Es kommen Einfälle in der Identifikation mit ihm zustande: wie schwer es ist, nicht in den Strudel dieser Konfliktspannung hineingezogen zu werden, wieviel Kraft es kostet, hier immer wieder Abstand zu den beiden Frauen zu gewinnen und seine Arbeit zu machen, wie ratlos man angesichts einer so heftig ausgetragenen Frauenrivalität werden kann und einfach Angst hat, einen gewischt zu kriegen. Man kann vermuten: der Mann im Team fühlt sich genauso depotenziert wie der Supervisor. In dieser Phase reicht der Supervisor der Balintgruppe eine weitere Erfahrung mit dem Team nach: „Ich verfare mich immer, ich habe mir jetzt schon einen Stadtplan ge-

kauft, ich kenne die Strecke eigentlich, ich bin auch immer pünktlich, aber ich habe noch nicht einmal den gleichen Weg genommen ...“ Nicht ankommen können: die Affektspannung im Team ist so hoch, dass der Supervisor durch sein „Verfahren“ und „Verirren“ bereits vorweg das unbewusste Thema des Teams in seinem eigenen Agieren übernimmt: er wird aus dem Prozess hinausgeschleudert, nicht hineingelassen. Dies wiederholt sich in jener Sitzung, in der die Teilnehmer/innen keine Themen einbringen, also einen heftigen Widerstand gegen die Supervision ausagieren. Hier wurde der Supervisor wütend, weil er so überflüssig gemacht wurde, konfrontierte aber schließlich, trotz Vorhaben, den Kontrakt auch nicht, sondern drohte nur mit Abbruch der Supervision. Man hätte ja auch fragen können: was haben Sie denn von der Supervision erwartet? Mit welchen Motiven sind Sie hineingegangen? Durch Rekonstruktion der realen Erwartungen könnte vielleicht eine Entspannung entstehen. Der Supervisor nahm seine Leitung des Setting nicht wahr, agierte nur seine Hilflosigkeit. Im weiteren Laufe unserer Assoziationen identifizieren sich zwei Frauen der Balintgruppe mit den beiden Kontrahentinnen und fühlen sich in deren mögliche Konfliktthematik ein. Es geht dabei um die Leitungsrolle: die HL nimmt vielleicht die Leitung nicht so wahr, dass sich die PDL in ihrer größeren Nähe zu der psychisch anstrengenden Pflegearbeit geschützt fühlt, die PDL hat einen ganzen Stab von Pflegekräften hinter sich und weckt Neidgefühle bei der HL ... In dieser Phase der Balintgruppensitzung werden wir lebendiger, die Rollenfrage kann gestellt werden, die reale Szene wird plastischer. Das Altenheim mit allen seinen unbewusst gehaltenen Themen von Tod, Hilflosigkeit, Verwirrung und Aggression, mit der typischen projektiven Konfliktbewältigungsstruktur wird in der Balintgruppensitzung thematisiert. Zwischendurch kommen dann wieder Fragen der supervisorischen Technik auf: Wie gelingt es, diese Affektspannung des vorhandenen Konfliktes zur Seite zu stellen und erst einmal an kleinen, eher unbedeutenden Fragestellungen des Teams die Gesprächsfähigkeit zu erweitern, die Alltagsprobleme hervorzulocken und über diesen Weg eine Entspannung im Team herzustellen? Mein eigenes Lernerlebnis in dieser Sitzung setzte hier an: die Faszination für den Konflikt und für die darin wirksamen starken Gefühle verdeckt die anderen Themen und verdeckt auch die Konflikt-Zuschauer. Die anderen Mitglieder im Team können sich sicher sein, dass man immer wieder in den Sog dieser Tiefe hineingezogen wird. Es macht sie zwar hilflos, aber sie haben möglicherweise auch einen Konfliktgewinn, den wir nicht herausfinden, wenn wir als Supervisor/innen genauso gebannt auf das „Faszinosum“ blicken und uns depotenzieren lassen. Konflikte gibt es immer —, aber wie kommen wir aus dem Strudel der heftig agierten inneren Welt in der supervisorischen Arbeit auf die von uns doch schließlich nur zu bearbeitende Rollenthematik? Die Balintgruppensitzung wurde in ihrer immer neuen von uns allen durch jeden neuen Beitrag verzögerten und dann wieder herbeigeführten Wende zwischen Assoziationen zu der realen Altenheimwelt und der agierten inneren Welt

der Kontrahentinnen zu einer lebendigen Bühne, auf der das Innere und das Äußere nebeneinander Bestand hatte und leben konnte. Auf dieser Bühne wurde der den Fall einbringende Supervisor B. erneut und aktuell und schambesetzt mit seinen Insuffizienzgefühlen konfrontiert, aber er konnte sich zunehmend durch die immer wieder neu von der inneren Welt der Balintgruppenteilnehmer/innen hochgezogenen Vorhängen den realen oder auch fiktiven neuen Horizonten des Falles annähern. Mit der Entwicklung neuer Blickrichtungen entspannte er sich zusehends und fand neuen Zugang zu dem unbewussten Material der Szene, die bis dahin durch seine Blockade, in die ihn die Gegenübertragung hineinmanövriert hatte, verdeckt bleiben musste. Gerhard Wittenberger moderierte mit kleinen deutenden Impulsen diesen Prozess der Einfälle und war wie immer von der unermüdlichen Haltung geprägt, jedem Beitrag seinen Wert und Stellenwert für den Fall zu geben. „Was Sie uns in Ihrer Fallschilderung erzählen, wird zu unserer inneren Welt, wir gehen damit um und reagieren darauf ...“.

Langsames Abtragen von Schichten

Kollege M. erzählt von einer Leitungsberatung. Zwei Männer leiten einen Handwerksbetrieb und haben in dieser Leitungsrolle mit heftigen Konflikten untereinander zu tun. Sie haben mit M. einen Supervisionskontrakt geschlossen, um ihre Konflikte besprechen und bearbeiten zu können. Der Kollege berichtet von seinen Sitzungen, von den gegenseitigen Vorwürfen der beiden. Jeder von beiden hat einen anderen Arbeitsstil und setzt in der Leitung der Firma eigene Akzente. Sein Fallbericht wird immer schneller, er erzählt immer mehr Material und wird immer hektischer dabei, bis Gerhard Wittenberger und Teilnehmer unserer Balintgruppe ihn schließlich stoppen. Eine hohe Konkurrenzsituation, eine hysterisch aufgeladene Szene wird von uns assoziiert. Einem Kollegen fällt ein: es ist die Szene vom Hasen und Igel. „Die beiden jagen Dich durch die Furchen, und während es ja so aussieht, als seien sie auch ständig in Bewegung, erkennt man aber keinerlei Schweißperlen. Sie müssen sich selbst gar nicht verändern, wenn Du Dich so unter Druck setzt und hetzt ...“ Da erinnert der Supervisor sich plötzlich wieder an die erste Supervisionsitzung, als er gezögert hatte und unsicher war, wem er wohl zuerst den bereitgestellten Tee eingießen sollte. Die hohe Konkurrenz zwischen beiden wurde schon frühzeitig von ihm gespürt. „Zwischen die Fronten geraten“, in der Konkurrenz „vernichtet“ werden ... Wenn die beiden doch ihre Unterschiedlichkeit nicht als Bedrohung, sondern als Andersartigkeit erleben könnten, wenn dahinter nicht die Angst agiert würde, durch die Konkurrenz schließlich vernichtet zu werden, wird als Wunsch ausgedrückt.

Die verschiedenen Einfälle machen schließlich deutlich: der Supervisor hat die Delegation des Hasen angenommen. Solange der sich aber durch die Furchen hetz-

ten lässt, bleibt der Konflikt bestehen und wird nicht weiter bearbeitet. „Ich soll wieder entscheiden, wer von Ihnen beiden hier siegt“: Als klarer wird, welchen unbewussten Auftrag der Supervisor übernommen hat, kann er sich von ihm verabschieden und fühlt sich freier für neue Interventionen.

Die Bedeutung von Sprache

In einer Sitzung teilt uns Gerhard Wittenberger zu Beginn mit, dass eine Teilnehmerin u.a. wegen Krankheit aus der Gruppe ausscheiden wird. Eine Weile entsteht Schweigen in der Gruppe und Unklarheit, was wir nun tun. Es stellt sich heraus, dass niemand einen Fall einbringen wollte/konnte. Was bedeutet dieser Widerstand? Einige bedauern, dass die Teilnehmerin nicht mehr kommen wird, virulente Trennungserfahrungen aus dem eigenen Leben werden hochgespült, Unsicherheiten, im Moment nicht genug Aufträge zu bekommen. Die meisten sagen etwas, ich schweige, weil ich befürchtete, aktuelle persönliche Konflikte, die durch diesen Beginn heftig hochgekommen waren, nicht angemessen und kurz genug aussprechen zu können. Bei der Bearbeitung eines dann vorgetragenen Falls fühle ich mich zunehmend „draußen“ und sage schließlich: „Ich merke, ich bin immer noch mit dem Anfang beschäftigt, ich will hier und heute aber nicht über meine persönlichen Konflikte reden, trotzdem kann ich das irgendwie nicht unterdrücken, ich habe ziemliche Mühe, mich hier auf die Arbeit zu konzentrieren ...“ Gerhard Wittenberger meint dazu: „Sie müssen ja auch gar nicht hier darüber reden, es reicht ja, Ihre Ambivalenz in Sprache zu bringen, denn dass Sie ambivalent waren, hat jeder gespürt. Wenn Sie schweigen, werden nur weiter die Fantasien angeregt ...“

In der Auswertung unserer Anfangsszene wird deutlich: Das Arbeitsbündnis und der Kontrakt in der Balintgruppe lauten auf Fallarbeit. Wenn die Gruppe aber keine Fälle einbringt und sich der Arbeit verweigert, kann man das als Widerstand sehen. Um diesen Widerstand der Gruppe zu Beginn unserer Balintgruppe zu verstehen und vielleicht zu lockern, gab Gerhard Wittenberger Raum und Gelegenheit, die entstandenen Gefühle auszusprechen. Wieder kommen wir hier an die Grenze zu einer Selbsterfahrungsgruppe, denn es muss ja nicht bearbeitet werden, was wir da an Gefühlen entwickeln. Dieser Raum hat nur die Funktion, den Widerstand sichtbar und fühlbar zu machen. Ich hatte Angst, dass ich durch das Aussprechen meiner Affizierung genötigt sein könnte, diese Affekte im Einzelnen zu erklären und vielleicht sogar zu bearbeiten. Darum schwieg ich. Später las ich bei Berger/Luckmann eine mir sehr einleuchtende Erklärung dafür, dass das Schweigen mich in dieser Szene aus der aktuellen Interaktion herausgehoben hatte und ebenso eine Erklärung dafür, dass ich mich durch das Aussprechen der Ambivalenz wieder „angedockt“ hatte. Sprache, so Berger/Luckmann (1969, S. 40), ist das wichtigste Zeichensystem der menschlichen Gesellschaft, sie gründet in Vis-a-

Vis-Situationen und wenn sie auch leicht von diesen abgelöst werden und einen Speicher bilden kann, so macht sie in den Vis-a-Vis-Situationen mein Subjektsein wirklicher — nicht nur für andere, sondern auch für mich selbst: ich höre mich sprechen. In der Vis-a-Vis-Situation ist der andere mir vor aller Reflexion präsenter als ich mir selbst, wenn ich aber spreche, bin ich mir selbst auch präsent, ich höre mich sprechen. Über unser Sprechen, eben nicht über unser Denken oder über unser Fühlen, schließen wir uns wieder an die Gruppe an.

Hebelfunktionen

Es ist gegen Ende einer Balintgruppensitzung. Wir haben nicht mehr viel Zeit, aber zwei Teilnehmer/innen wollen noch ihre Fälle besprechen. Es wird vereinbart, die Zeit zu teilen. Die Hälfte der Zeit ist bereits eine Weile um. Eigentlich sind schon wichtige Aspekte des Falles verdeutlicht, die Fallvortragende G. scheint sich aber noch nicht entspannen zu können. Derjenige, der mit seinem Fall noch wartet, unterbricht und weist auf die Zeit hin. In dem Moment veröffentlicht G., dass sie für sich bereits eine Lösung gefunden hat. Diese Lösung, mit der sie beschäftigt ist, verblüfft uns etwas, sie liegt eher neben dem Konfliktherd, den wir betrachtet haben. Ihr aber hat die Bearbeitung sehr geholfen. Nachdenklicher Kommentar von Gerhard Wittenberger: „Wieder was dazu gelernt: die Strukturintervention verdeutlicht etwas bisher verborgen Gehaltenes ...“ Und ich selbst bin wieder einmal überrascht, wie viele Ebenen in einem Fall und seiner Bearbeitung mitschwingen können, auch wenn sie gar nicht nach außen sichtbar gemacht werden. Auch diese Erkenntnis macht mich für die alltägliche Supervisionsarbeit viel gelassener und ich denke wieder an das kleine Spiel von „Himmel und Hölle“: wir blicken konzentriert auf eine vorhandene Öffnung und uns ist in dieser Konzentration gar nicht bewusst, dass durch eine „Viertelwendung“ sich eine ganz neue Öffnung auftun kann. Gedrängt, zu einem Ende zu kommen, präsentierte G. unvermittelt diesen anderen „Schauplatz“, der in ihrem Inneren ganz offenbar mit mehr Bedeutung ausgestattet war, als das, was wir auf dem anderen erarbeitet hatten.

Balintgruppe als Institution

Heute ist zu Beginn unserer Sitzung nur eine kleine Gruppe da, es entsteht die Fantasie, die Gruppe löse sich auf. Indem wir es ansprechen, entwickeln wir vielleicht eine Kultur, damit umzugehen, meint Gerhard Wittenberger. So kommen einige Assoziationen zustande, die die Balintgruppe selbst betreffen: Muss man hier gehen? Ist man „fertig“, wenn man die Balintgruppe verlässt? Wie lange muss man hier mitmachen, bis man eine gestandene Supervisor/in ist? Ist die Balintgruppe ei-

ne Dauergruppe? In der Pubertät muss man sich ablösen, hier könnte aber eine kollegiale Kultur entwickelt werden, in der wir einander als eigenständige Kolleg/innen erkennen und leben lassen können in einer Bewegung zwischen Nähe und Distanz — mit dieser Position schließen wir das Gespräch darüber ab und steigen in die Fallarbeit ein. Diese kurze Sequenz machte mir bewusst, dass ich selbst die Balintgruppe für meine berufliche Praxis als einen Ort institutioneller Beheimatung sehe: Als Freiberuflerin, die ihre eigene Institution darstellt, steht man immer in der Gefahr charismatischer Überhöhung, einer Gefahr, die der Kontrolle bedarf. Schon Max Weber fragte nach der Begründung von Autorität und unterschied die personale, die fachliche und die formale Autorität. Als freiberufliche Supervisorin können wir auf eine formale Autorität ja nur in Grenzen zurückgreifen —, die Mitgliedschaft in der DGSv sichert allein noch keinen formalen Status. Wir sind schon auf eine kontrollierte Fachlichkeit angewiesen und die personale Autorität spielt in unserem über Empfehlungen funktionierenden Arbeitsfeld wahrscheinlich immer noch eine sehr große Rolle. Hier aber setzt doch genau das Problem ein, denn für denjenigen, der Supervision nachfragt, ist doch kaum überprüfbar, was wirklich gute supervisorische Arbeit ist. Das vorgelegte Konzept gibt ein paar dürre fachliche Worte her, die mehr zu Fantasien anregen, als dem Interessenten zu Beginn wirkliche Klarheit verschaffen.

Als Supervisorin ist man auf eine regelmäßige Kontrolle und auf regelmäßiges Feedback angewiesen. In der direkten supervisorischen Arbeit, die in der Regel allein erfolgt, ist das Feedback durch die Beziehung gefärbt, die man mit dem Supervisanden eingeht. Hier ist immer wieder fachlicher Abstand gefordert —, aber wie kriegt man diesen? Die nachdenkliche Reflexion nach der Supervisionsitzung im Auto ist von einsam kreisenden gedanklichen und nachfühlenden Such-Bewegungen hinterm Lenkrad gekennzeichnet und hat gerade eine der wichtigen Arbeitsgrundlagen nicht zur Verfügung: nämlich die Tatsache, dass grundlegende soziale Erkenntnis wahrscheinlich dann der Realität am nächsten kommt, wenn sie sich in einem Beziehungsprozess ereignet und sich lebendigem Austausch verdankt. Wir Menschen sind gegen uns selbst doch weitgehend blind. In der Balintgruppe kann ich die irgendwie unklar gebliebenen und noch zu verstehenden Vorgänge aber zu verstehen versuchen und ich finde, das ist nicht nur redlich vor mir selbst, sondern auch gegenüber meinen Supervisanden, die schließlich in einer gewissen Abhängigkeit auch meinen Interventionen „ausgeliefert“ sind.

Die Balintgruppe ist für eine solche Kontrollarbeit wie eine kleine Institution, in ihr klären sich Dinge, bleiben aber auch viele offen, die Beziehungen sind lose, manches geht in die informelle Szene, wird dort abgearbeitet oder bleibt hängen. Wir haben eine feste Struktur, drei Sitzungen von etwa 90 Min. mit Pausen dazwischen. Wir gehen mittags gemeinsam essen. Wir bezahlen am Ende der Sitzungen den Beitrag bar und erhalten die Quittung. Wir kommen morgens unterschiedlich an und halten immer noch einen Klön in der Küche. Eigentlich geht es dann immer

sofort los. Wenn wir sitzen, sagt einer: ich würde gerne einen Fall vorstellen, eine andere hat noch einen Nachtrag zur letzten Sitzung. Die Rituale und Gewohnheiten sind bekannt, die Struktur gibt Rückhalt. Ich denke, man kann die Balintgruppe als eine fachliche Institution für Supervisor/innen begreifen. Institutionen ermöglichen die Aufrechterhaltung von hochspezialisierter sozialer Realität und sie helfen, dass diese Realität sich ändern und sich an notwendige Veränderungen anpassen kann. So schaffen sie Dauer im Wandel (vgl. Schüleln 1987, S. 119). Ich kann behaupten, dass diese Institution mir nach der Ausbildung zur Supervisorin die Weiterentwicklung meiner Professionalität ermöglicht hat.

Literatur

Berger, P. L./Luckmann, T. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt am Main.

Schüleln, J.A. (1987): Theorie der Institution, Opladen.

Anschrift der Verf.: Bernadette Grawe, Alte Kleinenberger Str. 2a, 34414 Warburg.

Adrian Gaertner

Szenen verstehen in der Supervision — Praxis cum research

Zusammenfassung: In dem Beitrag beschäftigt sich der Autor mit zwei Themen, dem „szenischen Verstehen“ und der Erforschung von Supervisionsprozessen. Ausgehend von der Alltagskommunikation beschreibt er an einem Fallbeispiel das „szenische Verstehen“ in der psychoanalytischen Therapie und arbeitet schließlich die Differenz von Supervision und Therapie heraus. Im Hinblick auf die Supervisionsforschung stellt er zunächst das Konzept des „Training cum research“ von Balint vor, um daran einige Überlegungen zur Entwicklung einer niederschweligen Forschungsmethode zur Untersuchung von Supervisions- und Balintgruppen anzuschließen.

Als ich Gerhard Wittenberger im Spätherbst des Jahres 1975, vor einem Vierteljahrhundert also, an der Gesamthochschule Kassel kennenlernte, verband uns das Interesse an Supervision, Psychoanalyse und Sozialwissenschaften. Wir entwickelten, gemeinsam mit Dieter Eicke, Waltraut von Hackewitz, Ulf Weißenfels und Toni Müller das Konzept des ersten universitären Weiterbildungsstudiengangs für Supervision. Das gemeinsame Interesse an Psychoanalyse und Supervision war getragen von einer Basisorientierung, die aus dem main-stream Diskurs über Supervision und mithin auch aus der Kasseler Weiterbildung weitgehend verschwunden ist. Gemeint ist die Orientierung am Projekt von Aufklärung und Emanzipation. Supervision sollte weder als bloße Beratungstechnik, noch als polypragmatische Methode, sondern als „systematische Selbstreflexion des beruflichen Handelns“ konzeptualisiert werden (s.a. Gaertner 1999). Neben der Bedeutung der „Selbstreflexion“ (vgl. Habermas 1981), und neben einem politisch-emanzipatorischen Psychoanalyseverständnis war das Konzept des „Szenischen Verstehens“ von herausragender Bedeutung für die Entwicklung des Kasseler Supervisionsmodells.

In den nachfolgenden Überlegungen möchte ich das „szenische Verstehen“ ins Zentrum rücken, und zwar vor allem deshalb, weil der Begriff, wie andere Begriffe aus der Psychoanalyse, inzwischen inflationär ge- bzw. missbraucht wird. Vorweg: Die Publikationen von Lorenzer (1970): „Sprachzerstörung und Rekonstruktion“ und Argelander (1970): „Das Erstinterview in der Psychotherapie“ sind nach wie vor aktuelle, lesenswerte Beiträge zu unserem Thema. Wegen des inflationären Missbrauchs des Begriffs und der damit einhergehenden Verzerrung seiner Bedeutung scheint es mir sinnvoll, mit meinen Überlegungen zum „szenischen Verstehen“ gleichsam elementar anzusetzen: und zwar mit der Alltagskommunikation und einigen darauf bezogenen sozialwissenschaftlichen Überlegungen.

In der Alltagskommunikation nutzen wir verschiedene Möglichkeiten oder Kanäle, um das schwierige Problem der Verständigung zu lösen. Für unseren Zusammenhang ist es ausreichend, auf zwei Kanäle näher einzugehen:

Auf Verbale Mitteilungen: Sie sind Grundlage spezifisch menschlicher Kommunikation, weil mittels Sprache Informationen, Vorstellungen, strategische Intentionen, aber auch subjektive Gefühle — wenn auch mit Einschränkungen — mitgeteilt werden können. Mit Sprache ist die Bedingung der Möglichkeit der Verständigung zwar gegeben, die Verständigungsprobleme sind damit indes keineswegs gelöst. Im Gegenteil, sprachliche Mitteilungen können vieldeutig, mehrdeutig, missverständlich, unverständlich oder trügerisch sein, mit ihnen können Täuschungsmanöver bewerkstelligt oder Lügensysteme errichtet werden.

Die Verständigungsprobleme resultieren aus den paradoxen Anforderungen an die Sprache: Sie soll gleichsam als Brücke fungieren, mit deren Hilfe das Individuum A Informationen zum Individuum B transportiert und vice versa. Diese Austauschprozesse setzen eine symbolische Ordnung, eben Sprache mit Semantik, Syntax und Grammatik voraus, in die die Mitglieder einer Gesellschaft einsozialisiert werden. In dieser komplexen symbolischen Ordnung werden Bedeutungen gesellschaftlich konstituiert und damit allgemein verbindlich. Gleichzeitig ist Sprache mehr als bloßes gesellschaftliches Konstrukt. Sie ist eine höchst subjektive Ausdrucksform. Was, um ein Beispiel zu geben, A unter Liebe versteht, muss B noch lange nicht darunter verstehen. Wenn zwei dasselbe sagen, kann es etwas völlig Unterschiedliches bedeuten. Bei einem so äquivoken Gegenstand wie z.B. der Liebe können wir sogar davon ausgehen, dass die Äußerungen nur selten kongruent, häufiger indes different wahrgenommen und verstanden werden. Bei der Benennung eines Stuhles — wenn es sich denn nicht um ein modernes Kunstobjekt handelt — mag das anders sein.

Die Verständigung, das können wir aus dem banalen Beispiel lernen, ist an die subjektiven Bedeutungszuschreibungen des Sprechers, aber auch — und das macht die Sache noch komplizierter — an die Dekodierung der Mitteilung durch den Zuhörer gebunden. Hieraus resultieren bekanntlich mannigfache Verständigungsprobleme. Dieses Dilemma wird dadurch verschärft, dass mit Hilfe der Sprache nicht nur relativ klar strukturierte Gegenstandsbereiche, sondern auch intime, subjektiv hoch aufgeladene Lebens- und Erfahrungsbereiche kommuniziert werden. Hier spielen nun — und das ist eine der großen Entdeckungen Freuds — neben den bewussten auch solche Mitteilungen eine Rolle, die verborgene, nicht einmal dem Sprecher selber zugängliche vorbewusste und unbewusste Motive repräsentieren.

Genau hier nun betreten wir schlüpfriges Terrain: Wie lassen sich subjektiv gemeinter Sinn und verborgene Bedeutungen decodieren? Freud selber hat mehrere Texttypen bezeichnet, die uns Zugang zu unbewussten Bedeutungen gewähren. Dazu zählen vor allem Traumtexte, Fehlleistungen, Witze und die Symptomspra-

che. Er hat auch versucht, einige Regeln, nach denen diese Texttypen gebildet und die Techniken, mit denen sie entschlüsselt werden können, herauszuarbeiten.

Die Decodierung verborgener Bedeutungen ist freilich nicht nur eine Spezialität von Therapie und Beratung. Sie ist zuallererst eine Alltagskompetenz. Ohnehin würde ich im Anschluss an Lorenzer die These vertreten, dass Beratung und Therapie auf radikalisierten alltagskommunikativen Kompetenzen beruhen. Eine solche Vorstellung ist für viele Psychoanalytiker, aber auch für Berater und Therapeuten eine relativ starke Kränkung.

Um den verborgenen Bedeutungen auf die Spur zu kommen, fragen wir uns als halbwegs kompetente Alltagsmenschen z.B., was mit einer Mitteilung noch gemeint sein könnte, oder bemühen uns, „zwischen den Zeilen“ zu lesen. Zumindest in differenzierten Kommunikationskontexten erweitert sich das Spektrum des Verstehens von der Erfassung der bloßen Faktizität zur Beachtung latenter Potenzialität. Ähnlich wie in Therapie und Beratung gibt es für besondere Themen auch im Alltag besondere Settings. Prominentes Beispiel sind Problemgespräche zur Klärung zwischenmenschlicher Schwierigkeiten. Gemeinhin finden sie unter höher definierten Bedingungen und nicht zwischen Tür und Angel statt. (Wir müssen uns heute abend mal zusammensetzen und über ... sprechen). Allerdings basieren diese Gespräche — anders als Therapie und Beratung — auf dem Prinzip gleichberechtigter Teilnahme an der Kommunikation, einer grundsätzlichen Symmetrie der Beziehung also, mit gleichen Rederechten etc., während Beratungsgespräche professionell konnotiert sind und auf einer konstitutiven Asymmetrie der Beziehung beruhen. Auch die Rahmenbedingungen sind in der Regel „weicher“ als im professionellen Arrangement. Die Tasse Tee, das Glas Rotwein, Unterbrechungen, Zeitexpansion, paralleles TV etc. können zum Setting der Alltagsberatung gehören.

Die Alltagskommunikation: In der Alltagskommunikation — und jetzt kommen wir endlich zum oben erwähnten zweiten Kanal der Kommunikation — spielt die Entschlüsselung szenischer Informationen oder genauer, das Verstehen von Szenen eine bedeutende Rolle bei der Lösung der Verständigungsprobleme. An einem Gedankenexperiment mit doppelter Transposition möchte ich verdeutlichen, was ich mit „szenischem Verstehen“ meine:

Ein Mann hat eine Bekannte zum Essen eingeladen. Auf dem Gehweg zum Haus liegt etwas Schnee. Die Frau klingelt, er öffnet, sie tritt ein. Nach einer kurzen Begrüßung geht sie den Flur entlang, ohne sich vorher die Schuhe abgetreten zu haben. Sie rutscht leicht aus, fängt sich aber sofort wieder. Sie kommentiert ihr Straucheln mit den Worten: „Der Boden im Flur ist aber glatt“.

Ich habe diese Szene einer Studentengruppe vorgelegt und sie aufgefordert, Lesarten zur Interpretation zu entwickeln. Drei kondensierte Varianten möchte ich hier erwähnen:

„Wenn ich das höre, bekomme ich sofort Schuldgefühle. Vielleicht habe ich nicht genug gestreut. Sie hätte sich ein Bein brechen können.“

„Die Besucherin hatte es so eilig, oder war so hektisch, aufgeregt bzw. erwartungsvoll, dass sie sich nicht die Schuhe abgetreten hat und deshalb ausgerutscht ist.“

„Das ist ja ganz schön aggressiv, die dumme Kuh putzt sich die Schuhe nicht ab und versucht ihre Blödheit auf mich abzuwälzen.“

Auf den ersten Blick wird deutlich, dass die drei Varianten gänzlich unterschiedliche Interpretationsmodi ein und derselben Szene zur Grundlage haben. Die erste wäre eine Reaktion aus Schuldgefühlen heraus, die zweite wäre gleichsam ein erklärender oder entschuldigender Modus, der die Neutralisierung der Affekte zu Folge hat, während in der dritten Option ein aggressiver Affekt konfiguriert wird. In der Alltagskommunikation reagieren bzw. interpretieren wir allemal spontan in der einen oder anderen Weise, gemäß den eigenen psychischen Dispositionen und den darauf beruhenden, internalisierten Wahrnehmungs- und Handlungsstereotypen.

Sie können sich leicht vorstellen, dass jedes dieser drei Muster einen unterschiedlichen Verlauf des Abends oder eines Teiles des Abends zur Folge hat. Im ersten Fall könnte sich die Besucherin genötigt fühlen, den Gastgeber zu beruhigen, nach dem Motto: „Zum Glück ist ja nichts passiert ...“, während man im 2. Fall eine Zeit lang wechselseitige Legitimationen produzieren müsste nach dem Motto: „... du hattest es ja auch so eilig herein zu kommen, weil es draußen so kalt und ungemütlich war ...“ Im dritten Fall schließlich könnte zunächst eine gereizte Stimmung entstehen.

Deutlich wird, dass szenisches Verstehen auch in der Alltagskommunikation eine zentrale Bedeutung bei der Decodierung affektualisierter Interaktionssequenzen hat. In der Regel erfolgt die Decodierung spontan und auf der Grundlage habitualisierter Stereotype. Das ist praktisch, weil es eine schnelle Orientierung in Interaktionssituationen ermöglicht und in der Regel hinreichend erfolgreich für die Handlungsregulierung ist.

Gehen wir einen Schritt weiter und beschäftigen uns mit dieser Szene in der therapeutischen Interaktion. Während es sich bei der Alltagsversion um eine von mir konstruierte Fiktion handelt, ist das nun folgenden Beispiel eine echte klinische Vignette:

Bei der Patientin, die ich ihnen kurz vorstellen möchte, handelt es sich um eine zu Beginn der Behandlung 34-jährige Frau, mit ausgeprägter Depression und den typischen Begleitsymptomen. Sie hat blonde Haare und relativ stark umranderte blau-graue Augen. Sie ist Akademikerin. Zum Zeitpunkt der Szene ist sie seit ca. 18 Monaten in Behandlung. Es ist die letzte Stunde vor den Weihnachtsferien. Sie hat gute Fortschritte gemacht, die sich äußerlich in einer Verbesserung der Lebenssituation niederschlagen. Nach längerer Zeit der Arbeitslosigkeit hat sie eine Stelle gefunden, die sie halten und in der sie sich beruflich entwickeln konnte. Ihr Privatleben ist demgegenüber immer noch in desolatem Zustand, sie trauert alten Freunden, die sich inzwischen neu gebunden haben, hinterher. Ihre Wohnung ist ver-

wahrlost, immerhin gab es aber auch schon erste Renovierungsversuche. Nun die Szene:

Die Patientin klingelt, ich öffne ihr die Tür, sie tritt ein, ohne sich die Schuhe abzutreten. Nach einer kurzen Begrüßung geht sie den Flur entlang, sie rutscht leicht aus, fängt sich aber sofort wieder. Sie kommentiert ihr Straucheln mit den Worten: „Der Boden bei ihnen ist aber glatt.“

Als ich das höre, denke ich spontan: Das ist ja ein starkes Stück, der Boden ist so wie immer, wenn die sich die Schuhe nicht abputzt, muss sie sich nicht wundern, dass sie ausrutscht. Außerdem geht man, wenn es glatt ist, sowieso etwas vorsichtiger.

Man könnte gegen diese spontane, affektbetonte Reaktion einwenden, dass ein Therapeut und schon gar ein Psychoanalytiker so etwas nicht denken darf, oder zumindest nicht denken sollte. Eine solche normativ geprägte Selbstzensur ist für die Entfaltung des therapeutischen Prozesses ausgesprochen schädlich, weil damit die Wahrnehmung der Gegenübertragung von vornherein blockiert würde. Schließlich ist man als Analytiker ja kein affektneutraler Zombie, auch wenn manche Psychoprofis sich einen Habitus angewöhnt haben, der einen glauben macht, dass das Leben ausschließlich aus schweren Problemen bestünde, und dass es schon lange nichts mehr zu lachen gäbe. Damit ist natürlich nicht gemeint, dass man als Berater seine Affekte ausagieren soll und der Patientin die spontane Situationsdeutung an den Kopf werfen soll.

Szenen sind ohne Evokation von Affekten nicht denkbar, sie rufen immer, sowohl in der Alltagskommunikation als auch in der therapeutischen Interaktion spontane Reaktionen hervor. In ihnen dominieren, nach Argelanders schöner Definition, „das Erlebnis der Situation mit all seinen Gefühlsregungen und Vorstellungsabläufen“ (Argelander 1970, S. 14). Es ist gerade diese Affektaufladung, die sie zu einer Erkenntnisquelle besonderer Art macht, wobei die Differenz Therapie Alltag zunächst darin besteht, dass wir Szenen im Alltag mehr oder weniger intuitiv interpretieren und unsere Orientierungen und unser Handeln aus diesen spontanen Situationseinschätzungen ableiten, während wir in Therapie und Beratung versuchen das Material systematisch als Erkenntnisquelle zu nutzen — wenn uns denn die Szene überhaupt bewusst wird.

Aber was heißt das? Wie lassen sich Szenen systematisch als Erkenntnisquelle, als Zugang zu den manifesten, vor allem aber auch zu den latenten Bedeutungen der Interaktion nutzen? Dabei ist hervorzuheben, dass eine Szene erst dann vollständig in Erscheinung tritt, wenn das Handeln beider Seiten — Analytiker und Analysand — Supervisor und Supervisand berücksichtigt und dem Verstehen zugänglich wird. Genau hierin unterscheidet sich das szenische Verstehen vom logischen, z. B. auf das Verstehen von Kausalitäten gerichteten Erkenntnis und dem psychologischen Verstehen, das Motive des Handelns — auch irrationale — mit einschließt.

Grundlage des szenischen Verstehens ist also die Reziprozität; in der therapeutischen Interaktion steht das, was der Patient tut und sagt, in unmittelbarem Zusammenhang mit der affektiv getönten Reaktion des Analytikers. Diese wechselseitige Determinierung ist unter den Begriffen von Übertragung und Gegenübertragung in den psychoanalytischen Diskurs eingegangen. Hier wird noch einmal deutlich, dass die Reaktionsbildung des Analytikers gerade kein zu vermeidender Fehler, sondern eine Zugangsmöglichkeit zum Verstehen des Patienten ist, und zwar dann, wenn er die Reaktion zunächst wie eine Hypothese, oder besser: wie ein Phänomen behandelt, über das er in einen inneren Dialog mit sich selber eintritt. Dialog mit sich selber heißt zunächst, ganz im Sinne des sokratischen Prinzips der Erkenntnis, sich zu wundern, dann aber auch Fantasien und Assoziationen zu entwickeln, schließlich in einer Art Selbstanalyse zu prüfen, inwieweit eigene Konflikte die Reaktionen veranlasst haben. Bei diesem inneren Dialog entwickeln sich ‚Lesarten‘ oder Bilder sowohl zum Interaktionsangebot des Patienten als auch zu eigenen Anteilen. Wie geht es dann aber weiter mit den Lesarten? Wie lassen sie sich zu einer Lesart verdichten, in der die Beziehung dem Verstehen zugänglich wird, die, um den Begriff Argelanders aufzugreifen, „szenische Evidenz“ für sich beanspruchen darf?

Das Prinzip ist einfach und schwierig zugleich: es heißt zuwarten auf die Konkretisierungen durch das weitere Material des Patienten und des Analytikers. Bezogen auf unser Beispiel hat sich Folgendes ereignet:

Die Patientin holt in der Sitzung — ganz im Unterschied zu ihrer ansonsten sehr klagsamen Art — zu einer großen Lobeshymne auf die Entwicklungen des vergangenen Jahres aus. Sie fühle sich psychisch sehr viel besser als noch vor einem Jahr, sie erwähnt ihre berufliche Stabilisierung und das Selbstbewusstsein, das sie inzwischen erlangt habe. Ganz im Gegensatz zu ihrer oft unzufriedenen und fordernden Art mir gegenüber, lobt sie mich und dankt mir. Sie expandierte das positive Szenario über mehr als 40 Minuten. Auch die bevorstehende Weihnachtszeit wird positiv konnotiert, obwohl sie zum Vater und zu ihrem Bruder fährt. Das Gefühl, keine eigene Familie zu haben, das sie sonst umtreibt und mit Neid auf den Bruder und auch auf mich erfüllt, taucht in diesem Zusammenhang merkwürdigerweise nicht auf. Die depressiven Symptome und die Beziehungsprobleme, über die sie sonst intensiv klagt, werden nicht angesprochen. Ich habe den Eindruck, dass sich die Patientin gleichsam autosuggestiv mit positiven Emotionen versorgen will, um in der Analysepause nicht von den früheren depressiv-suizidalen Stimmungen eingeholt zu werden. Ich wollte diesen Zusammenhang allerdings nicht in dieser Form deuten, es erschien mir zu theoretisch und auch etwas clichéhaft. Statt dessen habe ich die Abwehrbewegung — das unerträglich positive Szenario —, das ich beobachtet zu haben glaubte, als das Gegenstück zum projektiv-aggressiven Hieb der Begrüßungsszene verstanden und habe deshalb diese Szene in einer Intervention aufgegriffen. Ich habe gesagt, dass ich einen gewissen Widerspruch, eine Dis-

krepanz wahrgenommen hätte zwischen dem Seitenhieb nach der Begrüßung, also ihrer Bemerkung, die sich so angehört hätte, als sei der Bodenbelag oder ich Schuld, wenn sie ausrutscht und der positiven Bilanz, die sie jetzt die ganze Zeit gezogen hätte. Sie reagiert darauf mit der patzigen Bemerkung, dass ich sie auf die Gefahr hätte hinweisen sollen, sie hätte sich geärgert, findet diesen Wunsch dann aber selber sehr freundlich. Etwas später sagt sie dann, sie hätte sich vorgenommen, sich selber und auch mir eine schöne Stunde vor Weihnachten zu machen. Aber ihre Tendenz, dass andere sich um sie kümmern sollten, kämen immer wieder durch, damit würde sie sich viel vermasseln.

Soweit die Vignette. Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Szene eine Information bereit gestellt hat, die aus dem Dialog, der ganz auf Bilanzierung ausgerichtet war, möglicherweise nicht so evident und deutlich hätte herausdestilliert werden können. Die Technik des Analytikers bestand darin, den aggressiven Affekt der Patientin, aber auch seinen eigenen in sich zu bewahren (Containment) und auf die Verdichtung durch die Abwehr-Bewegung in der Stunde zu warten. Erst als das Material sich verdichtet hatte, hat er die Gesamtformung der Stunde — zu der eben auch die Eingangsszene gehört — gedeutet, indem er die Diskrepanz angesprochen hat. Natürlich wäre es für den Narzissmus des Analytikers netter gewesen, sich auf den Lorbeeren auszuruhen und die Stunde bestätigend an sich vorbeiziehen zu lassen. Aber dann hätte sich die Patientin nicht verstanden gefühlt. Sie wäre nicht für die Kehrseite ihrer illusionären Wünsche sensibilisiert worden. Und in der Tat waren Weihnachten und Sylvester alles andere als idyllisch, Langeweile mit dem Vater, Neid auf den Bruder und Sehnsucht nach einer eigenen Familie haben sie gequält. Wenn man im Bild der Szene bleiben möchte, könnte man sagen, dass sie ins Rutschen kam und beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Anders als in den Vorjahren ist sie jedoch nicht wieder in eine schwere depressive Krise gestürzt, sie hat sich wieder auffangen können.

Was können wir nun aus diesem Fallbeispiel für die Supervision lernen? Greifen wir noch einmal unser Gedankenexperiment auf. Stellen wir uns eine fallbezogene Einzelsupervision mit der nämlichen Begrüßungsszene vor:

Die Supervisandin klingelt, der Supervisor öffnet, sie tritt ein. Nach einer kurzen Begrüßung geht sie den Flur entlang, ohne sich vorher die Schuhe abgetreten zu haben. Sie rutscht leicht aus, fängt sich aber sofort wieder. Sie kommentiert ihr Straucheln mit den Worten: „Der Boden bei ihnen im Flur ist aber glatt.“

In der Supervision oder im Coaching wird sich die Sitzung nach einer solchen Eingangsszene anders konstellieren als in der Therapie. Thematisch werden nicht therapeutische Bedürfnisse und die Lebensgeschichte mit all ihren leidvollen Verwicklungen. Zwar könnte auch hier die Supervisandin in der letzten Stunde vor Weihnachten zu einer Bilanzierung ausholen, das intime biografische Material würde indes nicht derart im Mittelpunkt stehen. Statt dessen ginge es um berufliche Erfahrungen, Beziehungen mit Kollegen oder Kompetenzen bzw. Kompetenz-

mängel, Ärger, Stress etc. Auch die Wahrnehmungseinstellung des Supervisors — und das ist jetzt wichtig — wäre anders fokussiert als in der Therapie. Während in der Therapie, und hier vor allem in der Analyse, eine fast somnambule, traumnahe Wahrnehmungseinstellung förderlich für die Entdeckung und Decodierung unbewusster Bedeutungen zu sein scheint, dominiert in der Supervision eine bewusstseinsnahe, wache, kognitiv orientierte Wahrnehmungseinstellung. Anders ausgedrückt: die logic of discovery funktioniert in der Analyse anders als in der Supervision. Auf einer anderen Ebene gibt es allerdings eine Parallele. Auch in der Supervision hilft die Szene zum Verstehen.

Kehren wir nochmals zu unserem Beispiel zurück und stellen uns vor, dass die Supervisandin über einen Klienten berichtet, der sich hängen lässt, der die Möglichkeiten, die sie gemeinsam erarbeiten, nicht aufgreift und bei dem sie allmählich mit ihrem Latein am Ende ist. Auf Grund seiner projektiven Tendenzen hat sie den Supervisanden als Opfer der Institution und seiner Kollegen wahrgenommen und hat versucht, ihn zu stützen.

In dieser Situation enthält die Szene eine neue, weiterführende Information: gleichgültig ob man eher aggressiv oder Schuldgefühl beladen auf die Szene reagiert, wird deutlich, dass der Supervisand neben Wünschen, ihn zu stützen, auch ausgesprochen negative Gefühle induziert. Die ausgeprägte Neigung zu Projektionen und die latente Aggressivität, die Kehrseite der Hilfsbedürftigkeit, wäre in der Supervision zu thematisieren. Hieraus können wir einen wichtigen Schluss ziehen: Supervision und Therapie sind zwei verschiedene Projektionsflächen für die unbewusste Dynamik der Übertragungsbeziehung, die in den jeweiligen Settings reinzeniert wird.

Was sind nun die Gemeinsamkeiten und worin liegen die Unterschiede der Settings? Zunächst haben wir es bei Beratung, Supervision, Therapie und Analyse mit einer, wie Argelander es nannte, „ungewöhnlichen Gesprächssituation“ zu tun. Ungewöhnlich ist daran, dass sich zwei Personen, die ansonsten nichts miteinander zu tun haben, treffen, um intime Dinge — psychische oder berufliche Probleme — zu besprechen und sich davon Hilfe zur Lösung oder zur Besserung der Schwierigkeiten versprechen. Das Ungewöhnliche besteht also zunächst in der Paradoxie, persönliches mit einem Fremden zu besprechen. In diesem Punkt unterscheidet sich die professionelle Beratung von der Alltagskommunikation. Zwar gibt es auch im Alltag besonders herausgehobene Interaktionssequenzen zur Klärung intimer Probleme z. B. die sogenannten Problemgespräche. Anders als in der Beratung setzt man jedoch eine gewisse Vertrautheit und eine Reziprozität der Beziehung voraus. Wenn A das Recht hat, B sein Leiden zu klagen, dann hat prinzipiell auch B das Recht, A sein Leiden zu klagen. In Beratung und Therapie ist das anders, die Beziehung zeichnet sich durch eine konstitutive Asymmetrie aus. Patient und Therapeut bzw. Berater sind zwei deutlich unterschiedene Rollen, die mit weitreichenden gesellschaftlichen Zuschreibungen verbunden sind.

Eine weitere Ungewöhnlichkeit besteht darin, dass Beratung und Therapie gegenüber der Alltagskommunikation in einem enger definierten Rahmen stattfinden. Das Problemgespräch findet nicht abends auf dem Sofa zwischen 21 und 1 Uhr morgens mit einer Flasche Champagner oder, in der Studentenversion, einer Flasche Lambrusco statt, sondern zeitlich begrenzt, räumlich definiert, in der Regel störungsfrei und — zumeist — in nüchternem Zustand statt. Die unterschiedlichen Bedingungen haben weit reichende Folgen für die thematische Selektivität, also für das, was in den unterschiedlichen Settings angesprochen werden kann. Während in der Alltagskommunikation durch die geringere Strukturierung und prinzipiell gleichen Zugriffschancen auf das Gespräch eine hohe Komplexität zu verzeichnen ist, ist Beratung durch die Settingvariablen und die besondere Beziehung höher strukturiert. Der jeweilige Bereich: berufliches Handeln in der Supervision, psychisches Leiden in der Therapie wird stärker fokussiert. Diese Selektivität, unter die auch die psychoanalytische Maxime fällt, dass man alles sagen soll, was einem in den Kopf kommt, ist doppelbödig: einerseits ist thematisch weniger möglich als in der Alltagskommunikation, andererseits wird das Wenige enorm expandiert. Soziologisch ausgedrückt: Die geringere thematische Breite führt in Verbindung mit der Abstinenz des Analytikers zu einer Steigerung der Komplexität in fokussierten Bereichen: Lebensgeschichte, Beziehungen, Erfahrungsverarbeitung, Übertragung etc.

Die ungewöhnliche Beziehung hat aber noch einen weiteren Aspekt und das ist vielleicht der wichtigste. Die konstitutive Asymmetrie der Beziehung, die Rahmendimensionen und die paradoxe thematische Selektivität bringen einen verrückten Diskurs hervor. Er ist das Resultat der von der Psychoanalyse entdeckten Übertragungsdynamik. Sie ist zwar ein ubiquitäres Phänomen, kann aber nur in der „ungewöhnlichen Gesprächssituation“ wirklich verstanden werden. Voraussetzung dazu ist allerdings ein geschützter Raum, in dem sich regressive innere Bewegungen im Medium von Inszenierungen entfalten können.

Hier unterscheiden sich Supervision und Beratung. Zwar stellt auch die Supervision einen geschützten Raum für die Thematisierung subjektiver Themen zur Verfügung, im Unterschied zur Therapie stehen aber nicht regressive Bewegungen, sondern progressive Entwicklungen im Vordergrund. Als Reflexion des beruflichen Handelns können regressive Prozesse allenfalls passager auftreten. Wenn sie zu sehr wuchern, könnte das einerseits die berufliche Handlungsfähigkeit in Frage stellen, andererseits würde die Grenze zwischen Therapie und Supervision hinfällig, Supervision würde unter der Hand zur schlechten Therapie.

An dieser Stelle wird jetzt die Frage virulent, wie die Übertragung in der Supervision zu handhaben ist? Die Antwort ist einfach, was den Umgang mit der Übertragung in der Supervision allerdings nicht gerade erleichtert. Die Antwort lautet: Der Supervisor sollte die Übertragungsdynamik wahrnehmen und möglichst indirekt, bezogen auf den Fall ansprechen bzw. deuten. Die Voraussetzun-

gen für die Wahrnehmung der Übertragung sind in Supervision und Therapie dieselben: eine wirklich tiefgehende psychoanalytische Selbsterfahrung und kontrollierte Praxis, und zwar von einem Supervisor, der den indirekten Umgang mit der Übertragung vermitteln kann.

Kommen wir ein letztes mal auf unsere Szene zu sprechen und sehen uns ein Beispiel für den indirekten Umgang mit Übertragungsdeutungen an: Der Supervisor hätte der Supervisandin z.B. folgende Deutung geben können: „Noch vor Beginn unserer Sitzung gab es hier eine kleine Szene als sie ausgerutscht sind und sagten, dass der Fußboden so glatt sei. Diese Szene könnte vielleicht helfen, die anderer Seite ihres Klienten besser zu verstehen, nämlich dass er einerseits gefährdet und hilflos ist, aber andererseits schnell damit bei der Hand, anderen die Schuld zu geben.“

Für die Supervision hat eine solche Deutung eine Modellfunktion: Die Supervisandin kann lernen, wie man mit Szenen in der Supervision umgehen kann, ohne zu verletzen, aber auch ohne den Affekt unbenannt zu lassen. Außerdem werden die situativen Verknüpfungen von Hier und Jetzt und Dort und Da, von Supervisions- und Behandlungssituation deutlich.

Lassen sie mich an dieser Stelle noch eine Bemerkung zum Geltungsanspruch unserer Überlegungen machen. Während Alfred Lorenzer den Geltungsrahmen in seinem Buch „Sprachzerstörung und Rekonstruktion“ weit aufgespannt hat, geht es in meinen Überlegungen zum szenischen Verstehen ausschließlich um seine Bedeutung im Kontext der Beratungspraxis. Lorenzer rückt das szenische Verstehen in den Kontext einer methodologischen Begründung der Psychoanalyse, wobei er sozialisationstheoretisch bei der Mutter-Kind-Interaktion und der dort stattfindenden gelingenden bzw. misslingenden Einigung auf Interaktionsformen ansetzt, um daraus die Möglichkeiten der psychoanalytischen Behandlung, eben als Reproduktion jener Interaktionsformen in der Übertragung abzuleiten. Die zentrale Stellung von Szene und Übertragung erlaubt es ihm darüber hinaus, den Ansatz für tiefenhermeneutische Kulturanalysen zu modulieren.

Mir geht es demgegenüber um die Bedeutung des szenischen Verstehens für die Beratungspraxis. Wie wir gesehen haben, spielt die „besondere Gesprächssituation“ dabei eine besondere Rolle. Durch sie wird ein Übertragungsgeschehen, das dem Verstehen zugänglich gemacht werden kann, allererst hervorgebracht. Soziologisch ausgedrückt: Das Verstehen szenischer Interaktion ist an minimal strukturierte Settings in Supervision, Therapie und Beratung gebunden. Höher strukturierte Beratungsformen wie z. B. die „Systemische Supervision“ haben zwar auch mit Szenen zu tun, aber in einem völlig anderen Sinne. In den „Aufstellungen“ ereignen sich Szenen nicht als spontanes Übertragungsgeschehen, sondern als von der Methode, bzw. vom Leiter induzierter Vorgang. Es handelt sich also um konstruierte Szenen, die freilich helfen können, vorbewusste Gehalte zu entschlüsseln.

In der psychoanalytischen Supervision lässt sich die Szene demgegenüber als unbewusstes Beziehungsangebot des Supervisanden definieren, das im Supervisor Gegenübertragungsreaktionen auslöst, die dann den Verstehensprozess in Gang setzen, wobei das Material der Stunde als Kommentar zur Szene verwendet werden kann. In dieser Perspektive ist das szenische Verstehen der „Königsweg“ zur Entschlüsselung des unbewussten Beziehungsangebots des Supervisanden und der Gegenübertragungsreaktionen des Supervisors, anders ausgedrückt: eine Möglichkeit zur Entschlüsselung der spontanen Interaktionsfiguren in der Supervisor-Supervisand-Beziehung. Die Szene verweist zugleich auf den Dritten, den abwesenden Klienten des Supervisanden, zumindest dann, wenn die Supervision als fallbezogene Supervision definiert ist. In den Szenen spiegelt sich also auch der Umgang des Supervisanden mit den Patienten und der Institution.

Die Decodierung der Szenen hat handwerkliche Seiten, die mit Hilfe von Selbsterfahrung, beratungstechnischem Wissen und kontrollierter Praxis erlernt werden können. Sie ist aber auch eine Kunst, die einem durch Erfahrung zuwächst, darüber hinaus aber auch eine besondere Persönlichkeitseigenschaft ist, die man früher als Talent bezeichnet hätte.

Training cum research; Überlegungen zur Entwicklung einer niederschweligen Forschungsmethode

Im zweiten Teil meines Beitrages beschäftige ich mich mit der Supervisionsforschung, einem Aspekt, der in der boomenden Beschäftigung mit Supervision immer noch vernachlässigt wird. Auch hier werde ich wieder elementar ansetzen, und zwar mit einer kurzen Skizze der Methode Balints (vgl. Balint 1957). Die Idee Balints, eine Weiterbildungsgruppe als Forschungsinstrument zu begreifen, gehört zu den spontanen Entdeckungen, die den Routinen der etablierten Wissenschaft diametral entgegenstehen und oft erst nach Jahrzehnten der Latenz wissenschaftlich ernst genommen werden, allerdings häufig ohne Bezug auf den oder die Entdecker. Einerseits knüpft die Idee: Training cum research an Freuds Desiderat der Einheit von Forschen und Heilen an, andererseits geht sie in mehrfacher Hinsicht darüber hinaus. Zunächst deshalb, weil Balint eine Trainingsgruppe, sozusagen noch weiterzubildende Ärzte, zu Forschungsexperten macht. Die Gruppe ist der Ort der Entwicklung der Fragestellungen, der Datenerhebung und der Auswertung sowie der Analyse der Daten. Anders als Freud, bei dem das Desiderat von Forschen und Heilen methodisch kaum einholbar ist, macht Balint den Weg deutlich, wie Fragestellungen entstehen, Daten generiert und die Analyse vollzogen wird. Dieses Forschungssetting unterscheidet sich durch seinen durchgängigen Gegenstandsbezug grundsätzlich von allen am wahrscheinlichkeitstheoretischen Paradigma orientierten, technisch hochgerüsteten Forschungsansätzen. Es unterschei-

det sich wegen seiner unpräzisen Einfachheit, bei der die Teilnehmer der Balintgruppe gleichermaßen Subjekt und Objekt der Forschung sind, aber auch von den in den Sozialwissenschaften gegenwärtig viel diskutierten Ansätzen qualitativer Forschung. Auch sie verwandeln sich nur allzu schnell in reine Expertenverfahren und geraten in Gefahr, mit der methodologischen Hochrüstung ihren Gegenstandsbezug zu verlieren, wie sich am Beispiel des kommunikationswissenschaftlichen Ansatzes zur Supervisionsforschung von Giesecke und Rappe-Giesecke (1997) leicht zeigen ließe.

Wie sieht nun die Forschungsmethode Balints aus? Zunächst gab es eine Fragestellung, die sich in Diskussionen einer Forschungsgruppe des Tavistock-Instituts herauskristallisiert hat: Wie ist die Wirkung der Droge Arzt beschaffen? Um diese Fragestellung zu untersuchen, konstruierte Balint ein Unternehmen, das eine Mischung aus Forschung und Ausbildung war. Es wurden Gruppen mit praktischen Ärzten gebildet, die sich wöchentlich trafen und Fälle besprachen. Unter forschungsmethodischen Gesichtspunkten hat Balint also eine Fallstudie und keine Stichprobe konzipiert. Die Fälle, über die berichtet wurde, stammten aus der Praxis der Gruppenmitglieder und wurden in Form von Erzählungen eingebracht; mit anderen Worten: es handelte sich um Fallberichte aus der Perspektive der niedergelassenen Ärzte. Bei der Erzählung soll vor allem die Beziehung des Arztes zum Patienten fokussiert wurde, wobei „es von Anfang an unsere Absicht (war), dass mit dem Fallbericht jeweils auch ein möglichst umfassender Bericht über die eigenen affektiven Reaktionen des Arztes auf den betreffenden Patienten oder sogar sein affektives Mitbeteiligtsein an dessen Problemen gegeben wurde“ (Balint 1957, S. 19). Balint gibt selber eine Antwort auf die Frage, warum er Fallberichte als Datenbasis genommen hat: da „die Vorgänge, die es zu erfassen galt, nur vom Arzt selber beobachtet werden; die Anwesenheit jedes noch so taktvollen Dritten musste unweigerlich die Zwanglosigkeit und Intimität der Atmosphäre zerstören“ (Balint 1957, S. 17). Hier wird deutlich, dass es ihm um die Gewinnung intimer Daten geht. Ein technisch höher organisiertes Forschungssetting würde diese Form der Datengenerierung notwendig verändern oder gar zerstören. Die Gewinnung intimer Daten steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der intimen Fragestellung: der Erforschung der Droge Arzt. Gegenstand und Methode werden also aufeinander abgestimmt.

Neben den Fallberichten gab es ein zweites Datenset: die Protokolle der Gruppendiskussionen. Auch hierbei handelt es sich um intimes Material, weil der Fallbringer durch die Perspektiven der einzelnen Gruppenmitglieder kritisch in Hinsicht auf seine Arbeit, indirekt aber auch auf seine Person analysiert wird. Die Auswertung dieser beiden Datensets erfolgte als Rekonstruktion der Fälle, wobei die Texte den an der Forschungsarbeit beteiligten Ärzten gesandt und in einer Reihe von Seminarsitzungen durchdiskutiert wurden. (Balint 1957, S. 21) Die intensive Durchdringung des Fallmaterials erlaubte es, nicht nur weitreichende Aussa-

gen zu den Variationen der Wirkungen der Droge Arzt, sondern auch zu den Bedingungen eines psychoanalytischen Trainings für Nichtanalytiker und zur begrenzten, aber wesentlichen Veränderung der Persönlichkeit des Behandlers zu machen.

Im Zusammenhang mit der Einrichtung des ersten universitären Supervisionsstudiengangs an der Gesamthochschule Kassel habe ich mit Dieter Eicke ein Forschungsprojekt zur Untersuchung von Supervisions- und Balintgruppen entwickelt, das sich an Balints Forschungsidee orientiert hat und ebenfalls als Fallstudie konzipiert war. Anders als bei Balint beruhte es aber nicht auf der Analyse von Protokollen, sondern von Transkripten. Aus diesem Projekt sind zahlreiche Veröffentlichungen und weiterführende Studien vor allem von Michael Giesecke, Hermann Müller, Kornelia Rappe-Giesecke und mir hervorgegangen. (s.a. Gaertner 1999) Ziel der Untersuchung war es zunächst, verallgemeinerbares, handlungsleitendes und orientierungsrelevantes Wissen über den Ablauf, die Interaktionsformen und die Themenbearbeitung in minimal strukturierten Supervisions- und Balintgruppen zu erzeugen. Darüber hinaus sollte auch — das war zumindest meine Intention — eine erfahrungsnahe, niederschwellige Untersuchungsmethode entwickelt werden, die auch von nicht-spezialisierten Untersuchern, also etwa von den Supervisoren selber oder von Gruppenteilnehmern zur retrospektiven Erforschung der Interaktionsphänomene und Themen in Gruppen eingesetzt werden kann.

Zu dieser niederschweligen Forschungsmethode möchte ich abschließend einige Bemerkungen formulieren. Meine Überlegungen beziehen sich dabei ausschließlich auf die Analyse von Transkripten. Wichtig ist zunächst, dass die Methode den Kriterien wissenschaftlicher Rationalität genügen muss. Sie sollte gegenstandsadäquat, methodisch-systematisch, intersubjektiv nachvollziehbar und anschaulich sein.

Die Textanalyse von Supervisionstranskripten hat in vergangenen Jahren an Bedeutung gewonnen: Kutter und Argelander, Schütze (1984), Schaeffer (1992) und Filsinger (Filsinger/Schäfer 1992), Oevermann (1993), die Forschungsgruppe Overbeck und andere untersuchen Supervisionstranskripte mit höchst unterschiedlichen Fragestellungen und Methoden (Buchholz/Hartkamp 1997). Grundsätzlich lassen sich dabei zwei Untersuchungsperspektiven unterscheiden:

- Balint- bzw. Supervisionsgruppen als Untersuchungsgegenstand mit dem Ziel, Interaktionsphänomene, Prozessverläufe, Form und Dynamik der Themenbearbeitung, Übertragungs- und Widerstandsphänomene etc. zu erforschen.
- Supervisions- und Balintgruppen als Forschungsinstrument für die Untersuchung von Gegenstandsbereichen aus dem professionellen Kontext der Gruppenmitglieder.

Wie lässt sich nun das Desiderat einer niederschweligen, an praxisrelevanter Erkenntnisgenerierung interessierten Transkriptanalyse methodisch konzeptuali-

sieren? Voraussetzung dazu ist zunächst, dass der methodologische Rahmen dem Forschungsinteresse angemessen ist. Wie bereits angedeutet bezieht sich die Geltung des interpretativen Paradigmas — im Unterschied zum wahrscheinlichkeitstheoretisch begründeten Scientismus — auf jene Bereiche kommunikativen Handelns, die nur über Akte des Sinnverstehens und der Bedeutungsrekonstruktion erschlossen werden können. Diese Leistungen sind es, und darüber herrscht in den Kultur- und Sozialwissenschaften inzwischen weitgehend Konsens (Habermas 1981, Bohnsack 1993, Jung/Müller-Dohm 1993), die die interpretative Methodologie für die grundlagentheoretische Erforschung sozialen Handelns und für die Generierung von Hypothesen unverzichtbar erscheinen lässt (Ag Bielefelder Soziologen 1976). Neben dem heuristischen Stellenwert ist eine weitere Eigenschaft dieses Paradigmas ausschlaggebend für die methodologischen Rahmung der Supervisionsforschung. Oevermann hat, mit Blick auf die objektive Hermeneutik, nachdrücklich darauf hingewiesen, dass das interpretative Paradigma eine unhintergehbare Voraussetzung zur Analyse der Subjektivität in ihrer sozialen Verfasstheit darstellt.¹ Diese Hinweise zur methodologischen Rahmung, die natürlich nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Diskussion erheben, mögen ausreichen, um die paradigmatische Positionierung der Transkriptanalyse zu verdeutlichen.

Als nächstes wende ich mich nun der Frage nach der forschungsmethodische² Ausrichtung von Transkriptanalysen im Bereich der Supervision zu. Innerhalb des interpretativen Paradigmas haben sich zahlreiche Varianten ausgebildet, wobei das Spektrum von der „teilnehmenden Beobachtung“, der „Inhalts- und Diskursanalyse“ über die „Kommunikative“ und „Rekonstruktive Sozialforschung“ bis zur „Psychoanalytischen“ und „Objektiven Hermeneutik“ reicht. Mit den unterschiedlichen Ansätzen sind natürlich auch höchst unterschiedliche Erkenntnisinteressen und Geltungsniveaus der Forschungsergebnisse verbunden. Hier reicht die Varianz von phänomenologischen Deskriptionen über verallgemeinerbares typologisches Wissen bis zur Generierung von Strukturgeneralisierungen.

In dem Prospekt unterschiedlicher Ansätze möchte ich vor allem auf die von Glaser und Strauss (Glaser/Strauss 1967, Glaser 1978) entwickelte Methode der

„grounded theory“ hinweisen, weil sie mir wegen ihrer ethnografischen Perspektive (vgl. Bohnsack 1993, S. 82ff.) für die Rekonstruktion der Interaktionsphänomene in Supervisions- und Balintgruppen besonders geeignet erscheint. Wichtige Anregungen für die sequenzielle Analyse von Supervisionstexten lassen sich auch der Methode der „Objektiven Hermeneutik“ Oevermanns und — natürlich — der psychoanalytischen Hermeneutik entnehmen. Mit diesen methodischen Anleihen ist allerdings nicht gemeint, dass wir bei der Analyse des Fallmaterials auf vorausgesetzte Theoriesysteme, wie zum Beispiel den Symbolischen Interaktionismus, den Strukturalismus oder die Psychoanalyse rekurren. Grundlage meines Ansatzes ist vielmehr die Generierung der Methode aus dem Fallmaterial selber. Voraussetzung dazu ist, dass eine künstlich hergestellte, „naive“ Wahrnehmungseinstellung eingenommen wird, bei der das Vorwissen bewusst zurückgestellt wird (s.a. Oevermann 1993, S. 142). Wir sprechen in diesem Zusammenhang von einer nicht-theoriegeleiteten Forschungsmethode. Im Sinne einer „logic of discovery“ hat eine solche Orientierung den entscheidenden Vorteil, dass die Präformationskraft vorausgesetzter Theorien für den Untersuchungsgegenstand eingeschränkt wird.³

Die forschungspraktische Annäherung an das Transkript erfolgt in vier Schritten: Zunächst wird der Textkorpus gelesen, wobei Auffälligkeiten markiert werden. Die Markierungen werden nicht systematisch, sondern in vorwissenschaftlicher Einstellung, angebracht. Im Interesse einer „naiven“ Wahrnehmungseinstellung sollten lange Überlegungen bei dieser ersten Auswertungsaktivität vermieden werden. Mit der Markierung sind intuitive Interpretationsleistungen verbunden, die freilich noch nicht expliziert werden. Allgemein kann man sagen, dass die Unterstreichungen diejenigen Worte oder Passagen betreffen, die dem Leser aufgrund mangelnder Plausibilität des Textes (sprachliche Brüche, Widersprüche, logische Inkonsistenzen etc.), besonderer Gestaltungen (Verdichtungen, Wiederholungen, Metaphorik etc.) oder aufgrund eigener lebensgeschichtlicher Sensitivitäten besonders auffallen.

Bereits an dieser Stelle wird ein methodisches Erfordernis rekonstruktiver Forschung deutlich: Die Auswertung sollte möglichst nicht als monologischer Akt, sondern im diskutierenden Kontext einer Forschungsgruppe erfolgen. Am Beispiel

¹ Wenn ich mich an dieser Stelle auf Oevermann (1993) beziehe, dann in dem Bewusstsein, dass der Autor den subjekttheoretischen Geltungsanspruch ausschließlich für die „Objektive Hermeneutik“ reklamiert. Mutatis mutandis gilt seine Argumentation jedoch ebenso für den übergreifenden Zusammenhang der interpretativen Methodologie.

² In der Diskussion über Forschung führt die Verwendung der Begriffe „Methodologie“ und „Methode“ häufig zu Missverständnissen: Während „Methodologie“ den erkenntnistheoretischen Reflexionsrahmen fokussiert, bezeichnet der Begriff der „Methode“ die forschungspragmatische Seite, also die Verfahren und Techniken, die in den Studien angewandt werden.

³ Hier liegt ein Dilemma gerade auch der psychoanalytischen Forschung. Als theoriegeleitete bewegt sie sich in einem Bezugssystem, das nicht transzendiert werden kann. Für ihre wissenschaftliche Produktivität und ihre Stellung im wissenschaftlichen Diskurs leiten sich daraus ernstzunehmende Schwierigkeiten z. B. mit den Kriterien der Kommunizierbarkeit, der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit der Forschung und des Geltungsanspruchs ihrer Erkenntnis ab. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass theoriegeleitete Orientierungen nicht auch außerordentlich produktiv sein können, wie ich am Beispiel des Buches „Supervision in der psychoanalytischen Sozialarbeit“ deutlich zu machen versucht habe. Das dritte Kapitel meiner Untersuchung beruht im übrigen ebenfalls weitgehend auf dem psychoanalytischen Methoden- und Fallverständnis.

der Markierungen lässt sich dieses Postulat leicht verdeutlichen: Durch mehrere Untersucher, von denen teils homologe, teils divergente Signierungen vorgenommen werden, erhöht sich die Zahl der Perspektiven. Die Explikation der Wahrnehmungen und Annahmen, die bei den einzelnen Mitgliedern der Forschungsgruppe zu den jeweiligen Markierungen geführt haben, ist nicht nur ein wichtiger Interpretationsschritt, sie trägt wesentlich dazu bei, dass die für die Textrekonstruktion notwendige prozessuale Forschungsdynamik in Gang gesetzt wird.

In einem zweiten Schritt wird der Textcorpus segmentiert (s.a. Schütze 1984). Damit ist gemeint, dass eine Untergliederung in sinnvolle Einheiten vorgenommen wird. Die Möglichkeit zur Segmentierung verweist auf die Sinnstrukturiertheit von Texten, die ihrerseits gleichermaßen Voraussetzung und Resultat menschlicher Interaktion ist. Um die überkomplexe, kontingente Realität bewältigen zu können, haben sich im Verlauf der Evolution „Ordnungen“ herausgebildet, die Sozialität allererst konstituieren und die von alltagspraktischen Habitualisierungen über Institutionalisationen bis zu hochspezialisierten kulturellen Aktivitäten reichen. Diese werden in Sozialisationsprozessen vermittelt und repräsentieren als internalisierte Muster ein Set unbewusster Orientierungen, mit denen Handeln in sozialen Situationen möglich wird.⁴

Wenn wir einen vorliegenden Text segmentieren, rekonstruieren wir Ordnungs- und Orientierungsschemata, die die Interaktanten in der Supervisionssitzung selber aktivieren, um handlungsfähig zu sein. Bei den Aktivitäten, die zur Herausbildung der Strukturmuster führen, handelt es sich um internalisierte Schemata, die den Handelnden nicht bewusst sind (s.a. Berger/Luckmann 1969), sondern in Handlungssituationen quasi automatisch abgerufen werden. Wir können also von einer Aktivierung von Strukturmustern als Ausdruck der Regelmäßigkeit sozialen Handelns sprechen. Diese, von Oevermann mit dem Begriff der „latenten Sinnstrukturen“ bezeichnete objektive Strukturiertheit des Handelns wird in der Analyse des Textes rekonstruiert. Die qua Bedeutungsrekonstruktion gewonnenen „latente(n) Sinnstrukturen sind objektiv gegebene Realitäten genau insofern, als sie von objektiv geltenden Regeln im Sinne von Algorithmen generiert werden und als solche mit Anspruch auf objektive Gültigkeit durch Inanspruchnahme genau jener Regeln im Interpretationsakt rekonstruiert werden können, die schon bei der Erzeugung der zu interpretierenden protokollierten Wirklichkeit operierten.“ (Oevermann 1993, S. 115)

⁴ Dieser konstitutionstheoretische Zusammenhang ist von den unterschiedlichen Schulen, sei es konstruktivistisch, (z. B. Berger/Luckmann 1969), sei es strukturalistisch (Oevermann 1993) diskutiert worden. Die für eine praktische Sozialwissenschaft folgen-reichen Konstrukte sind trotz unterschiedlicher Wissenschaftssprachen und trotz ausgeprägter Abgrenzungsrituale erstaunlich konvergent.

Für die Herstellung der Segmentierung können verschiedene Systematiken herangezogen werden. Während Oevermann zur Rekonstruktion der latenten Sinnstrukturen sequenzanalytisch vorgeht und die aufeinander folgenden Redebeiträge als Einheiten wählt, wobei vor allem die „initialen Interaktionssequenzen“ besondere Aufmerksamkeit erfahren,⁵ arbeiten die Ethnomethodologen, aber auch die Diskurstheoretiker (vgl. Flader 1982), zunächst die formale Strukturiertheit der Texte heraus. Für unsere Fragestellungen ergänzen sich die beiden Perspektiven. Forschungspraktisch verfahren wir so, dass einerseits deutlich abgrenzbare kommunikative Aktivitäten wie zum Beispiel die Falleinbringung, die durch die Verwendung eines speziellen Kommunikationsschemas, der Erzählung nämlich, und durch Anfangs- und Abschlussmarkierungen von anderen Passagen abgehoben sind, als Segmente definiert werden. Andererseits werden thematisch abgeschlossene Einheiten für die Segmentierung herangezogen.

Der dritte Schritt der Textrekonstruktion besteht in der sequenziellen Analyse der Bedeutungsstruktur der Segmente. Während die Beschreibung der Segmente die Gesamtformung des Textes repräsentiert, erschließt die sequenzielle Analyse dessen Binnenstruktur. Bei der sequenziellen Analyse der Segmente sind großflächige Interpretationen von kleinräumigen zu unterscheiden. Vor allem Stellen mangelnder Plausibilität, wie zum Beispiel die Eingangsszene in unserem Transkript, werden einer extensiven Bedeutungsrekonstruktion unterzogen. Auf dieser Ebene arbeiten wir, ähnlich wie Oevermann, mit der Generierung von Lesarten. Im Fortgang der Untersuchung werden die Lesarten nach Sinn- und Evidenzkriterien zu einer kohärenten Version verdichtet. Auf diese Weise entsteht ein Text über einen Text: im gelungenen Fall die Entzifferung der latenten Bedeutungen.

Auf der Grundlage dieses neuen Textes wird im vierten Auswertungsschritt eine Typologie entwickelt. In einer ersten Annäherung kann man die Typenbildung als Formulierung von „Überschriften“ verstehen, die den latenten Bedeutungsgehalt des interaktionellen Geschehens in kondensierter Form erfassen. Der Geltungsanspruch der Typenbildung geht aber weit über die Qualität von Überschriften hinaus. Grundlagentheoretisch repräsentieren sie Strukturgeneralisierungen, die, wie sich am Beispiel der Strukturmuster für den handlungsschematischen Ablauf einzelner Sitzungen in der minimalstrukturierten Gruppen- und Teamsupervision deutlich machen lässt, durchaus den Status sozialer Gesetzmäßigkeiten für sich in Anspruch nehmen und die Grundlage einer allgemeinen Theorie bilden können.

⁵ Dem eigenen Selbstverständnis nach, geht Oevermann sequenziell vor und verzichtet auf eine Segmentierung. Angesichts der veröffentlichten Interpretationen kann man aber zeigen, dass er den initialen Sequenzen, wie er selber hervorhebt, eine besondere Bedeutung zuschreibt und damit indirekt forschungspraktische Segmentbildungen vornimmt (vgl. Oevermann 1993a, S. 143ff.).

Durch die Textförmigkeit der Datenbasis, die gleichsam geronnenes Handeln repräsentiert (vgl. Oevermann 1993a, S. 112ff.), sind die Erkenntnisse, die mit der Bedeutungsrekonstruktion generiert werden, in spezifischer Weise praxisrelevant. Der handlungsleitende und orientierungsrelevante Charakter typologischen Wissens resultiert konstitutionslogisch aus jenem weiter oben zitierten referentiellen Bezug der Methode auf die „objektiv geltenden Regeln“ (Oevermann) des Handelns. In ihrer Praxisrelevanz ist das interpretative dem scientistischen Paradigma eindeutig überlegen. Das gilt auch für einen anderen Zusammenhang: Validität und Reliabilität der Resultate interpretativer Forschungsstudien werden von den Vertretern der sogenannten „harten“ Methoden zu Unrecht in Zweifel gezogen. Die Geltung der Aussagen und damit der Wahrheitsanspruch rekonstruktiver Forschung beruht wesentlich auf der Transparenz der Erkenntnisconstitution. Der intersubjektiv nachvollziehbare Forschungsprozess bringt also selber die Reliabilität und Validität der Interpretationen hervor. Dabei bleibt die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes in einem weit höheren Maße erhalten, als dies bei der notwendig reduktionistischen Operationalisierung auf messbare Untersuchungsdimensionen der Fall ist. Die Validierung der Ergebnisse erfolgt im Fall der interpretativen Untersuchungen durch die Interpretengemeinschaft, zu der auch die Rezipienten gehören, die den Forschungsprozess nachvollziehen und/oder die Resultate anwenden. Damit ist zwar ein Perspektivismus verbunden, dieser ist jedoch notwendiges Moment jeder Erkenntnis und betrifft auch die Aussagen scientistischer Forschungssettings, in denen er freilich objektivistisch verleugnet, oder besser: forschungstechnologisch cachiert wird.

Ein weiterer Einwand von den Vertretern der sogenannten „harten Methoden“ betrifft die beschränkte Reichweite der Resultate von Einzelfallstudien. Dem ist insoweit zuzustimmen, als aus einem Fall natürlich weder typologische Verallgemeinerungen, noch gar allgemeine Theorien abgeleitet werden können. In bezug auf unsere Untersuchung kann diesem Einwand mühelos begegnet werden. Grundlage der Fallstudie sind zahlreiche rekonstruktive Analysen von Supervisionstexten, die wir im Projekt: „Erforschung interaktioneller Vorgänge in ausbildungs- und berufsbegleitenden Supervisions- und Balintgruppen“ durchgeführt haben. Wenn wir das Transkript als einen Einzelfall untersuchen, dann im Kontext einer komparativen Kasuistik. Mit diesem methodischen Hintergrund lassen sich die Bedingungen für eine reliable Typenbildung durchaus erfüllen.

Ich vermute, dass ich den Lesern mit meinen forschungsmethodischen Überlegungen viel, vielleicht zu viel zugemutet habe. Das klingt weder niederschwellig noch erfahrungsnah. Deshalb will ich abschließend noch einmal kurz auf Erfahrungen zurückkommen, die ich mit der niederschwelligen Untersuchungsmethode im Rahmen der Fortbildung für Supervisoren gemacht habe. Bei den Experimenten sind wir so vorgegangen, dass Balintgruppensitzungen mit den Fortbildungsteilnehmern durchgeführt und auf Tonträger aufgezeichnet worden sind. Die Auf-

nahmen wurden verschriftet und bei einer späteren Fortbildungseinheit segmentiert und einer sequenziellen Analyse unterzogen. Besonders eindrücklich war es zu beobachten, dass die sequenzielle Analyse, bei der man von der Textoberfläche und den Interaktionsphänomene ausgeht, zumeist nur schleppend in Gang kam, während die Suche nach verborgenen Bedeutungen lebhaftestes Interesse fand. Die allmähliche Annäherung an die veränderte Perspektive führte zu einer Umstrukturierung der Wahrnehmung, die, nach dem Zeugnis der Teilnehmer, gewinnbringend in die eigene Praxis umgesetzt werden konnte. Wahrscheinlich werden mir die TeilnehmerInnen bestätigen können, dass die Untersuchung des Textes eher lustvoll und interessant, also alles andere als verbissen wissenschaftlich war. Es wäre schön, wenn in Zukunft einige Studiengruppen entstehen würden, die im Medium von Supervisions- oder Balintgruppen zentrale Fragestellungen der Methode und der repräsentierten Gegenstandsbereiche untersuchen würden. Auf diesem Wege könnten wir viel über die Szenen, über die verwickelten Beziehungen zwischen Supervisoren, Supervisanden und Klienten erfahren.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976): Kommunikative Sozialforschung. Bielefeld.
- Argelander, H. (1970): Das Erstinterview in der Psychotherapie. Darmstadt.
- Balint, M. (1957): Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart.
- Berger, P./Luckmann, Th. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main.
- Bohnsack, R. (1993): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen.
- Buchholz, M.B./Hartkamp, N. (Hrsg.) (1997): Supervision im Focus. Polyzentrische Analyse einer Supervision. Opladen.
- Filsinger, D. (1992): Der institutionelle Handlungskontext als Gegenstand von Supervision und Organisationsberatung. In: Supervision in den Handlungsfeldern der psychosozialen Versorgung, hg. von Auckenthaler, A./Kleiber, D. Tübingen.
- Flader, D./Grodzike, W.D./Schröter, K. (Hg.) (1982): Psychoanalyse als Gespräch. Frankfurt am Main.
- Gaertner, A. (1998): Professionalismus und Dequalifizierung der Supervision — Kritische Anmerkungen zur Entwicklung einer jungen Profession. In: Forum Supervision, Nr. 12, S. 86ff.
- Gaertner, A. (1999): Gruppensupervision. Theoriegeschichtliche und fallanalytische Untersuchungen. Tübingen.
- Giesecke, M./Rappe-Giesecke, K. (1997): Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Frankfurt am Main.
- Glaser, B./Strauss, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago.
- Glaser, B. (1978): Theoretical Sensitivity. Chicago.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main.

- Jung, Th./Müller-Dohm, S. (Hg.) (1993): Wirklichkeit und Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main.
- Lorenzer, A. (1970): Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Frankfurt am Main.
- Oevermann, U. u.a. (1979): Zur Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihrer allgemeinen forschungslolgischen Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, hg. von Soeffner, H.G. Stuttgart.
- Oevermann, U. (1993): Struktureigenschaften supervisorischer Praxis. Exemplarische Sequenzanalyse des Sitzungsprotokolls der Supervision eines Therapieteam im Methodenmodell der objektiven Hermeneutik. In: Therapeutische Teams, hg. von Barde, B./Matke, D., Göttingen.
- Oevermann, U. (1993 a): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. In: Wirklichkeit und Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, hg. von Jung, Th./Müller-Dohm, S. Frankfurt am Main.
- Schaeffer, D. (1992): (Aids-) Supervision und professionelles Handeln. In: Supervision, Heft 21, S. 10 – 27.
- Schütze, F. (1984): Zur Relevanz kommunikativer Sozialforschung für die Supervision. In: Beiträge zur Supervision, Bd. 3. Kassel, Gesamthochschulbibliothek, S. 262 – 389.
- Schütze, F. (1992): Sozialarbeit als bescheidene Profession. In: Dewe, B./Ferchhof, W.: Erziehen als Profession. Opladen.
- Schütze, F. (1994): Strukturen des professionellen Handelns. Biografische Betroffenheit und Supervision. In: Supervision, Heft 26, S. 10 – 39.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Adrian Gaertner, Oberhochstädterstr. 22, 61440 Oberursel.

Katharina Gröning

Supervision in gesellschaftlicher Verantwortung. Zum Problem der moralischen Perspektiven in Supervisionsprozessen. Eine Würdigung des Supervisionsverständnisses von Gerhard Wittenberger

Zusammenfassung: Die nachfolgenden Überlegungen stellen die Bedeutung psychoanalytischer Diagnose und psychoanalytischen Verstehens in den Mittelpunkt. Gerhard Wittenberger, der sich theoretisch wie praktisch mit der Bedeutung der Selbstreflexion für die Supervision befasst hat, wird im Kontext psychoanalytischer Überlegungen zur Selbstreflexion gewürdigt. Am Beispiel eines Falles aus Forum Supervision wird problematisiert, wohin sich Supervision entwickelt, wenn die psychoanalytische Dimension vernachlässigt wird. Den Abschluss der Ausführungen bilden Überlegungen zur Supervision als Anerkennungsverhältnis.

Stößt man durch die Veröffentlichungen von Gerhard Wittenberger, so stößt man immer wieder auf zwei theoretische Probleme, mit denen er sich im Laufe seiner wissenschaftlichen und supervisorischen Biografie befasst hat: Die Verortung von Supervision zwischen Psychoanalyse und Sozialarbeit und in diesem Kontext die Bedeutung von psychoanalytischer Selbstreflexion als explizite Form des supervisorischen Arbeitens sowie Probleme der moralischen Perspektive bzw. der Verluste und Risiken von Institutionalisierungsprozessen.

Bezogen auf die erste Fragestellung seiner theoretischen Arbeiten hat Gerhard Wittenberger immer wieder und konsequent Probleme des Widerstandes und der Übertragung als wesentliche Dimension jedweden Beratens und als konstitutiv für Supervisionsprozesse herausgearbeitet. Berufliche Konflikte als Aufschichtung von Konditionierungen, supervisorisches Beraten als sachlich-fachlicher Dialog oder Bildungsprozess ist für ihn halbiert und deshalb unbefriedigend. Eine Disparität zwischen kognitiver Zustimmung und affektivem Widerstand des Supervisanden sei die typische Voraussetzung von Supervision (Wittenberger 1997, in Forum Supervision, Lehrsupervision). Als Psychoanalytiker vertritt Wittenberger die Auffassung, dass der Wiederholungszwang eine wesentliche Bedeutung des Konfliktes ist und sich in beruflichen Kontexten ebenso findet wie in privaten.

Voraussetzung für eine gute, qualitätsvolle Supervision ist für ihn notwendig der Umgang des Supervisors mit dem Wiederholungszwang. Insofern ist Erkenntnis in Supervisionsprozessen nicht nur gerichtet auf die kompetentere Handhabung einer Rolle, sondern auch in diesem Zusammenhang die Rekonstruktion von

etwas Verlorenem. Supervision ist für Wittenberger deshalb immer und notwendig selbstreflexiv.

Supervision als selbstreflexive Institution

In der Theorie wird Selbstreflexion als besondere menschliche Kompetenz und als Teil der Selbstsorge verstanden. Schülein (1998) spricht von Selbstreflexion als Fähigkeit, die eigene Realität zum Thema kognitiver Aktivität zu machen, als Modus „bei Bedarf“ aus dem Alltagsbewusstsein herauszutreten und sich unter Suspendierung von Routinen und Vorurteilen dezidiert Themen zuzuwenden. Schülein weist die Selbstreflexion als eine anthropologische Kompetenz aus, die gebunden ist an eine bestimmte Stufe geistiger Entwicklung. Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse zwingen das Alltagsbewusstsein zur Entwicklung und Differenzierung seiner reflexiven und selbstreflexiven Kapazitäten (vgl. Schülein 1998, S. 8). Eine besondere Kultur des Subjektiven gehört weiterhin zu den Voraussetzungen der Selbstreflexion. In dieser Perspektive ist Selbstreflexion gebunden an Bildungsprozesse und ist mit Formen der rationalen Lebensführung verknüpft.

Im Sinne von Wittenbergers psychoanalytischem Supervisionsverständnis ist Selbstreflexion zuzuspitzen auf das Problem des Wiederholungszwanges. Die Frage, die in der Supervision zu stellen ist, lautet demnach: Wie lassen sich Verhaltensweisen der Supervisanden erklären, periodisch und immer wieder in einer Art und Weise zu handeln, die ihren Interessen teilweise aufs Schwerste abträglich ist und die sie selbst wie auch Außenstehende befremden. Dies ist die Natur des Konfliktes in der psychoanalytischen Supervision.

Selbstreflexion als Akt des Gewissens

In seiner bemerkenswerten Abhandlung über den Ursprung des Gewissens entwickelt der Psychoanalytiker Leon Wurmser (1993) einen Entwurf von Selbstreflexion, der quer liegt zu den philosophischen Ansichten über die Selbstreflexion als rationalem Prozess, aber nicht vollkommen mit ihnen bricht, so dass im Prinzip von zwei Modellen der Selbstreflexion gesprochen werden kann. Jene Ansicht, wie sie insbesondere von Foucault (1984), aber auch von Schülein (1998) vertreten wird, verortet die Selbstreflexion im Ich. Selbstreflexion als Akt der Realitätsprüfung, als Selbstvergewisserung und Bewahrung der Subjektivität wird in den eher philosophisch eingetrübten Modellen als Ich-Leistung verstanden, die in enger Verbindung mit der Mündigkeit einer Person steht. Wurmser's psychoanalytisches Verständnis der Selbstreflexion macht diese eindeutig im Über-Ich aus.

Jede Form der Reflexion auf sich selbst, so Wurmser (1993, S. 318f.), entstamme dem Gewissen: Die Selbstbeobachtung, das Messen der eigenen Person an den eigenen Idealen, die Selbstkritik, die Selbstverurteilung, die Selbstbestrafung und nicht zuletzt die Versöhnung mit sich selbst, als Wiederannehmen der eigenen Person, all dies seien Akte des Gewissens. Die Über-Ich-Funktionen bedingen eine Aufspaltung des Selbst in ein Subjekt und in ein Objekt. Das Mitwissen mit sich selbst bedingt, hier verweist Wurmser auf Class (1964), dass das Ich des Menschen gleichsam in zwei Personenhälften aufgespalten ist, wobei die höhergestellte die niedrige beobachtet und alle ihre Handlungen „mitweiß“. Das Wissen ginge vom Ich aus und betrifft zugleich das Ich. Subjekt wird zugleich Objekt, aber beide sind nicht einheitlich, sondern gebrochen.

Es sind diese „Brechungen“, die Aufspaltung in eine höhere und niedrige Person und die Ansiedlung der Selbstreflexion zwischen Ich und Über-Ich, die jedwede Reflexion auf sich selbst so schwierig, so riskant werden lassen. Im griechischen Gewissensbegriff wird dieses Dilemma durch die Privatheit aufgelöst. Indem das Mitwissen des Über-Ich mit dem Ich als durch und durch privat angesehen und damit geschützt ist, können Scham- und Schuldgefühle kontrolliert und das Selbst gegen die Umgebung abgegrenzt werden. Mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Privatheit für den Akt der Selbstreflexion ist gleichzeitig auch der Raum beschrieben, der zur Selbstreflexion nötig ist.

Zusammengefasst heißt dies, Selbstreflexion kann auf verschiedenen Ebenen verortet werden: In der antiken griechischen Philosophie der Lebensführung, auf die sich in der Hermeneutik des Subjektiven vor allem Foucault bezieht, wird die Selbstreflexion als entwickelte Ich-Funktion verstanden und ist in erster Linie rational. Die Privatheit als konstitutiver Rahmen der Selbstreflexion schützt vor Lächerlichkeit und Selbstpreisgabe.

Vor allem in seinen Arbeiten zur Pastormacht hat Foucault beschrieben, wie in der christlichen Tradition diese antike Tugend der Selbstreflexion durch die Kirche in die Beichte überführt worden ist. Durch das Beichtgeheimnis ist grundsätzlich der private Rahmen der Selbstreflexion geschützt, gleichwohl gibt es einen anderen, der „mitweiß“ und durch dieses Wissen mächtig wird. In seiner Theorie der Polizei wiederum hat Foucault beschrieben, wie die christlichen Traditionen im Mittelalter mit staatlichen Machtinstanzen zunehmend fusionieren und verschmelzen. Der Wille zum Wissen, codiert nicht nur in der modernen Wissenschaft, sondern vor allem in der sich entwickelnden Bürokratie, macht das Wissen um den Körper und die innere Realität des Einzelnen zum bevorzugten Gegenstand staatlicher Kontrolle.

Die Psychoanalyse hat entsprechend ihres Instanzenmodells, ihres topografischen Modells wie auch ihrer Abwehrtheorie einen anderen Zugang zur Selbstreflexion. Dies hängt zunächst mit der Theorie des Über-Ichs in der Psychoanalyse zusammen. Jenes Über-Ich, das sich mit dem Untergang des Ödipuskomplexes bil-

det, wird zum einen als autonome innere Wertstruktur aufgefasst, die im Dienste der Autonomie steht. Diese Vorstellung des Gewissens ist weitgehend anschlussfähig an die griechischen philosophischen Traditionen der Selbstreflexion. In der Psychoanalyse hat vor allem Hartmann diesen Begriff des Gewissens ausgearbeitet. Andere Positionen, zum Beispiel die von Brenner, sehen das Gewissen weniger als erst durch den Untergang des Ödipuskomplexes sich konstituierende Wertstruktur, sondern als ein sich in Konflikten befindliches und durch Konflikte entstammendes und unter Konflikten zerbrechendes inneres Gebilde (Brenner 1982, zit. nach Wurmser 1993, S. 320).

Hilfs-Ich und/oder Über-Ich: Die Supervisionsbeziehung zwischen Psychoanalyse und Sozialer Arbeit

An diesen theoretischen Überlegungen zeigt sich, dass das Bild des souveränen Kunden in der Supervision Wichtiges verleugnet. Psychoanalysen und Supervisionen sind begleitet von unbewussten Ängsten, die notwendig durch den Prozess des sich selbst Gegenübertretens entstehen. Die Privatheit wird dem Supervisanden/Analysanden entzogen. Neben die Furcht vor der Verurteilung und Verachtung durch das eigene Gewissen tritt die Schamangst vor der Verurteilung durch den Supervisor und schließlich sei noch auf die Dimension aufmerksam gemacht, durch die Reflexion zum Objekt gemacht zu werden.

Insofern bieten die vom Beratungsboom geprägten Begriffe des Coaching, des Support, des Trainings scheinbar „freundlichen Schutz“, indem sie, ähnlich wie in der Sozialarbeit, dem Supervisor vor allem Hilfs-Ich-Funktionen zuweisen. Unabhängig davon, welche Begriffe man wählt, stellt sich aber auch die Frage nach Professionalität in der Supervision, denn ich gehe davon aus, dass jeder Abbruch einer Supervision, jedes vorzeitige Ende, jeder Abschluss im Streit höchst bedauernde Werte und traurige Tatbestände sind, die vermieden werden müssen.

Falsche Versprechungen den Erfolg der Arbeit betreffend, Arroganz, Rückzug auf Dienstleistungsrationale, Versachlichung und Funktionalismus, Rückzug auf das Pastoratmodell und vor allem die bis zur Blödigkeit überzogenen Honorarforderungen in der Supervisionsszene, sind Fehlentwicklungen von Supervision und Beratung, die sich entweder als manische Abwehr entpuppen, hinter der die Lächerlichkeit der Experten kaum verborgen werden kann oder sie sind Ausdruck von Unterlegenheitsgefühlen gegenüber anderen Professionen.

Bevor ich zum kollektiven Professionalisierungsprojekt Supervision komme, möchte ich das Modell der Supervisionsbeziehung im psychoanalytischen Sinn ausführen. Der psychoanalytische Sozialarbeitswissenschaftler Stefan Becker hat für das Modell psychoanalytischer Sozialarbeit den Begriff des Hilfs-Ich entwickelt. Dem in seinen Ich-Funktionen eingeschränkten Klienten soll der Sozialarbei-

ter helfen, indem er Ich-Funktionen teilweise ersetzt. Ganz ähnlich wird der Coach verstanden, der mittels besonderer Unterstützung und Übung als ein „verlängerter Arm“, als „Rückenverstärkung“ verstanden werden will. Beide, Sozialarbeiter wie Coach, sind demnach Hilfs-Ich-Funktionen, die sich beim Sozialarbeiter an „der Herstellung durchschnittlich erwartbarer Identitätsstrukturen“ des Klienten orientieren, beim Coach hingegen am Modell des „erfolgreichen Handelns“. Beide Modelle umfassen neben den unmittelbaren Hilfs-Ich-Funktionen auch Über-Ich-Funktionen wie Kritik, Feedback, aber auch Fürsorge und Schutz. Ich möchte beide Modelle als pädagogische Modelle bezeichnen.

Anders versteht sich die Aufgabe des Psychoanalytikers, der sich von solchen Funktionalisierungen möglichst fern halten soll. Gleichwohl ist es immer wieder die Abstinenz gewesen, die zu Kontroversen eingeladen hat. Der stocksteife Analytiker, der mechanistisch und sparsam sich zu ein paar Deutungen, die dafür um so heftiger treffen, während einer Sitzung herablässt, ist nicht nur Praxis der Psychoanalyse, sondern, Freud sei Dank, auch Karikatur in psychoanalytischen Romanen. Kein Wunder. Es geht bei der Abstinenz nämlich um das Risiko, die Methode nicht mehr von der Methodologie unterscheiden zu können. Abstinenz als Methodologie — das ist das, was Michel Foucault über den Arzt gesagt hat, als er über die Genealogie des ärztlichen Blicks schrieb: der Arzt sieht die Krankheit durch den Patienten, der Patient ist lediglich das Portrait seiner Krankheit. Diese Versachlichung, die dem Modell ärztlicher Professionalität innewohnt, macht Menschen zum Fall und ist nicht nur ein Risiko für den Erfolg in der Psychotherapie, sondern auch im Sinne von Klaus Dörner: eine institutionelle Umwandlung von Menschen in Sachen Abstinenz als psychoanalytischer Ethos, als Haltung auch in der Supervision, beschreibt demgegenüber eine ganz besondere Kultur taktvoller Neutralität. Leon Wurmser hebt hervor, dass diese Neutralität eine nichttechnische persönliche Beziehung ist, die mit beruflichem Takt und der Besorgnis um das Wohlergehen des Patienten beschrieben wird. Die gleichmäßige Distanz zu Es, Ich und Über-Ich sollen nicht teilnahmslos, gefühllos und unfreundlich sein. Ich möchte anfügen, dass Neutralität in der Supervision, im Gegensatz zum Coach, der eine nicht-neutrale Beziehung hat, das ist, was der Supervisand als Kultur der Neutralität erlebt, das heißt, das Klima, in welchem er die Besorgnis um sein Wohlergehen im Sinne einer Anerkennungsbeziehung fühlen kann. Thomae und Kächele nennen die Abstinenz eine flexible, warme Haltung. Autoritäres Gebot, die Diskriminierung von Fragen, Zurückweisungen und Kränkungen sind der analytischen wie der supervisorischen Situation unangemessen. Thomä und Kächele weisen darauf hin, dass gerade die Rigidität die Gefahr maligner Regression erhöht.

Herr Juni oder die Unbewusstmachung der Aggression durch die Vokabel der Selbstreflexion

In Heft xx in Forum Supervision wurde von xx eine Einzelsupervision mit einem Ingenieur vorgestellt. Thematisch ging es um die Frage, ob für technische Berufe Supervision oder Coaching die bessere Alternative ist. Mit der Beantwortung dieser Frage erhoffen sich die verschiedenen Autorinnen Erklärungen für das Scheitern eines Supervisionsprozesses zu finden sowie das Problem der Nachfrage nach Supervisionsprozessen aufzuhellen. Wenn ich es mir im Folgenden erlaube, vor allem die vergessenen Seiten des Supervisionsprozesses aus der kasuistischen Darstellung herauszuarbeiten, so heißt das nicht, dass der Artikel, die Art der Darstellung und die Reflexion nicht meinen besonderen Respekt hat. Ich glaube jedoch, dass mit einem rollen- und lerntheoretischen Konzept von Supervision mögliche Dimensionen des Reflexionsprozesses von vornherein qua Setting ausgeschlossen werden. So plädiere ich, im Sinne eines Verständnisses von Supervision als Selbstreflexiver Institution für die Einbeziehung psychoanalytischer Diagnose in den Supervisionsprozess. Dazu ist meines Erachtens die Erhebung lebensgeschichtlichen Materials, vor allem aber die Reflexion der (unbewussten) Beziehung zum Supervisanden dringend nötig.

Herr Juni:

„Herr Juni, Ingenieur und Leiter einer Abteilung Konstruktion und Entwicklung einer mittelständischen Maschinenbaufirma, fragt wegen Supervision an. Er sei momentan nicht zufrieden mit seiner Arbeit, wisse nicht, ob er da noch weitermachen solle, und es interessiere ihn, was Supervision sei.“ (Walker 1999, S. 72).

Die Supervisorin erklärt dem Supervisanden nun, dass unter ihrer Anleitung (!) Themen aus seinem beruflichen Alltag besprochen würden, um die Wahrnehmung für die Situation zu vergrößern. Herr Juni selbst wird als gehemmt beschrieben. Herr Juni wurde Ingenieur über den zweiten Bildungsweg, seine Eltern sind Flüchtlinge, der Vater war Fernmeldebeamter. Am Ende des Abschnittes „ahnt die Supervisorin, dass es harte Arbeit sein wird, mit diesem Menschen Supervision zu machen, da er offensichtlich nicht geübt sei, Gefühle in Worte zu fassen, Gedanken mitzuteilen und zu reflektieren“ (S. 73). Der Supervisand löst in der Supervisorin Impulse der Fürsorge aus.

Herr Junis Problem ist, dass er mit seinem Vorgesetzten Schwierigkeiten hat, da dieser gegenüber Kunden Versprechungen macht, die aus der Sicht des Supervisanden nicht einzuhalten sind. Herr Junis schriftliche Versuche, sich mit dem Vorgesetzten zu verständigen, seien von diesem abgeblockt worden. Die Reaktion des Supervisanden ist daraufhin von Rückzug und Unsicherheit bestimmt. Ein großer Konflikt entsteht um eine Maschine, die mit verschiedenen Zusatzfunktionen ausgestattet werden soll. Herr Juni ist im einzelnen darüber nicht informiert worden. Fortlaufend hätten neue Nachforderungen eingearbeitet werden müssen. Die

Maschine sei noch nicht bezahlt und durch Reklamationen käme er bei der Bearbeitung neuer Aufträge in Verzug.

Die Supervisorin bietet daraufhin eine Deutung an, das Verhalten des Chefs habe auch etwas Faszinierendes für den Supervisanden. Der Chef ginge ein wahnsinniges Risiko ein, kämpfe dafür, für 125 Mitarbeiter, drei, vier Monate Beschäftigung im Jahr zu sichern, wolle den Auftrag, brauche ihn zur Existenzsicherung des Unternehmens, habe keine Wahl ... Der Supervisand teilt daraufhin mit, darüber habe er nicht nachgedacht, auch mache ihm die potentielle Existenzkrise seiner Firma keine Sorgen, vielmehr frage er sich, ob er da überhaupt noch weitermachen wolle.

Das Bild, welches die Supervisorin nun von der Beziehung bekommt, ist das Bild vom Geschäftsführer als innovativ, unternehmerisch, risikofreudig, kundenorientiert und etwas chaotisch, während der Supervisand gerne klar strukturiert arbeiten würde, sich aber nicht traut, diese Strukturen einzufordern (S. 76).

Die Supervisorin entwickelt dann das „Top-Team“: Gelänge die Kommunikation — der Chef hat die Ideen, Herr Juni kümmert sich um die technische Machbarkeit. Es müsse doch im Interesse seiner Arbeit sein, einen Zugang zum Chef zu finden. Als der Supervisand der Supervisorin erzählt, wie der Geschäftsführer mit seinen Anregungen umgeht — „Ich lege ihm einen Zettel auf den Schreibtisch mit einem Termin, er zerknüllt den Zettel, wirft ihn in den Papierkorb“ — repliziert die Supervisorin, dass sie sich, wenn sie sich in den Geschäftsführer versetzt, Ärger auf Herrn Juni bekommt. „Ach guck, der Juni hat schon wieder ein Papier, Ablage P ist die richtige Antwort auf so einen Quatsch ...“ (S. 76).

Diagnose und Intervention der vorliegenden Supervision sind vorwiegend rolletheoretisch begründet. Herr Juni hat kein Leitungskonzept, Herr Juni sieht seine eigene Verantwortlichkeit als Führungskraft nicht, Herr Juni tritt nicht entschieden und eindeutig auf. Auf der Ebene der Rolle diagnostiziert die Supervisorin eine Reihe von Lernbedarfen, die einen männlichen, der Mittel- bzw. Oberschicht zugehörigen Habitus richten. Beiläufig wird erwähnt, dass Herr Juni aus armen Verhältnissen stammt. Der bescheidene Beruf des Vaters, der Migrationshintergrund wird noch erhärtet durch eine große Familie. Herr Juni hat noch 6 Geschwister. Entsprechend gering ist seine Ausstattung mit sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital. Dass Herr Juni für die Verhältnisse, aus denen er stammt, mit Abendschule, Fachhochschule und einer Leitungsrolle eine beachtliche Karriere erreicht hat, dass er also über Durchhaltevermögen, Durchsetzung und Intelligenz verfügen muss, wird zu keinem Zeitpunkt erwähnt. Die Supervision orientiert sich vielmehr an den Defiziten von Herrn Juni und was er mit Hilfe der Supervisorin noch zu lernen hat. Implizit wird dabei ein lerntheoretisches Modell zugrundegelegt, was suggeriert, dass man durch Einsicht und Reflexion sein Verhalten ändern kann.

Lerntheoretischen und funktionalistischen Verständnissen in der Supervision stehen sowohl soziologische wie auch psychoanalytische Konzepte gegenüber, die es zumindest wert sind, näher in Augenschein genommen zu werden.

Was wiederholt Herr Juni?

Bevor der Frage nachgegangen werden soll, was Herr Juni wiederholen könnte, sollen zunächst einige Bemerkungen zur Natur des Wiederholungszwangs gemacht werden. Der Wiederholungszwang bezweckt die Lösung von Konflikten, die weitgehend unbewusst und deshalb nicht lösbar sind. Ziel ist die Beseitigung eines ursprünglichen Konfliktes und damit die Beseitigung einer Traumatisierung, deren Natur vom Bewusstsein ausgeschlossen ist. Die Wiederholung dient dem Bemühen, eine Synthese der eigenen Innenwelt zu erreichen.

Das Wenige, was in der Supervision über Herrn Junis lebensgeschichtlichen Hintergrund klar wird, ist das Verkennen seiner Mutter, den Vater, den er nicht als Identifikationsfigur wahrnehmen konnte und sein Bemühen um einen sozialen Aufstieg. Immer wieder wird als affektiver Kern der Konflikte, die Herrn Juni in die Supervision führen, Angst sichtbar. Daneben, eher als verdeckter Affekt, spielt Scham eine, es soll die Hypothese aufgestellt werden, zentrale Rolle. Scham fühlt der Supervisand dann, wenn er den Chef kritisiert. Er fühle sich irgendwie peinlich berührt, sagt Herr Juni, es sei aber nicht das richtige Wort, dass er seinem Chef solche Vorgaben mache. Anstatt also einen narzisstischen Triumph bei der Kritik an der Autorität zu erleben, erlebt sich Herr Juni „irgendwie peinlich berührt“. Entsprechend spielt das Tabu im affektiven Erleben von Herrn Juni eine wichtige Rolle. Sich bei der Kritik an der Autorität irgendwie peinlich berührt zu fühlen entsteht wenn das Kind sich der Schwäche, der Abhängigkeit und der Einfachheit der Eltern gewiss wird. Das Gefühl der Peinlichkeit geschieht in der Identifikation mit dem Peinlichkeitsgefühl der beschämten Eltern.

Neben diesen wenigen lebensgeschichtlichen Informationen und Hinweisen auf das affektive Erleben des Supervisanden aus dem Material über den Supervisionsprozess gibt die Beziehung zwischen Supervisorin und Supervisand, vor allem die Abwehr und das Zusammenspiel von Projektion und projektiver Identifizierung Aufschluss. Sehr schnell werden der im Supervisionsprozess verhandelte Geschäftsführer und die Supervisorin ein manisches Paar, während der Supervisand die depressive Position übernimmt. In der Fantasie der Supervisorin wird der Geschäftsführer schnell zum Supermann: innovativ, unternehmerisch, kundenorientiert, risikofreudig. Herr Juni wird dagegen als gehemmt und unauffällig beschrieben. Betrachtet man die Szenen, die der Supervisand dagegen erzählt, so fragt man sich, was der Chef, außer falsche Versprechungen machen und Kunden anlügen, um Aufträge zu akquirieren, denn wirklich macht, was die weibliche Bewunderung verdient? Antwort: es ist genau dieser Narzissmus, der (heute) attraktiv macht und dass der Chef Chef ist. Über den Führer schrieb Freud: Er liebte nichts, außer sich selbst und die anderen nur, soweit sie seinen Interessen dienlich waren. Es ist ein Mythos, übrigens der Mythos des Pastorates, zu glauben, ein Chef akquiriert deshalb, weil er Arbeitsplätze erhalten will. Im Pastorat ist der Führer

gleichzeitig der Hirte, der seine Herde auf grüner Aue weidet. Nichts deutet aber daraufhin, dass es sich bei der Firma von Herrn Juni um eine Pastoratskultur handelt. Das heißt, der Leiter handelt in allererster Linie — und man braucht das nicht zu diskriminieren, aber auch nicht zu mystifizieren — aus Eigennutz. Und umgekehrt, wenn Herr Juni 70 Stunden in der Woche arbeitet, wird er ausgenutzt, wenn dieser Arbeit nicht eine entsprechende Gratifikation gegenübersteht. Was verführt nun die Supervisorin dazu, dieses doch recht auffällige Material, ihre naive Bewunderung für den Chef, ihre Aggression gegen den Supervisanden, nicht zu reflektieren? Die Antwort dürfte sich hier mehr im Bereich des Berufssoziologischen bewegen.

Supervision im Wind des Zeitgeistes

Über die Sozialarbeiter schrieb Thomas Olk 1986, dass die Verwissenschaftlichung ihrer Disziplin in aller erster Linie als kollektives Professionalisierungsprojekt zu sehen sei. Professionen hatten die Tendenz, sich sozial abzuschließen und Aufnahme, berufliche Regeln und Ethiken, Verfehlungen etc. autonom zu regeln. Hinzu träte, dass sie monopolartig Bedürfnisse nach ihrer Profession definierten und für die Befriedigung der Bedürfnisse die entsprechenden Institutionen bereitstellen. Professionen werden demnach vorwiegend als Machtmodelle mit bestimmten sozialen Aufstiegsinteressen beschrieben. Zu der Dynamik des sozialen Aufstiegs gehöre es auch, dass Professionalisierungsprojekte mit Kritik starten, schon sehr bald aber Zugeständnisse an hegemoniale Denkweisen und Überzeugungen machten, um ihren Status nicht zu gefährden. Genau wie Ärzte den Einfluss bestimmter Risiken bei der Entstehung der Krankheiten tabuierten, ginge es anderen Professionen auch. Jeder Institutionalisierungsprozess ginge entsprechend einher mit einem Verlust an Wissen und kritischem Potenzial.

Thomas Olks Reflexionen bieten, wie andere Professionstheorien, eine wichtige Folie der Selbstvergewisserung der Supervision als Disziplin. Supervision als Disziplin wird sich in der Zukunft die mühsame Erarbeitung ihrer theoretischen und paradigmatischen Grundlagen nicht ersparen können. Mehr als über Zertifikate und formale Zugehörigkeit muss in der Zukunft über die inhaltlichen Grundlagen der Supervision gestritten und nachgedacht werden. Hier wird das Professionalisierungsprojekt Supervision auf Wissenschaft als kritischen Spiegel nicht verzichten können. Eine Institutionalisierung, die wie bisher weitgehend interessengeleitet vorangetrieben wird, kann die moralische Prüfung, der sich die Supervision unterziehen muss, nicht bestehen. Womit wir wieder beim Lebenswerk von Gerhard Wittenberger wären.

Deutlich ist seine skeptische Position hinsichtlich der ethischen Verluste der Supervision, aber auch angesichts der Entwicklung des kollektiven Professionali-

sierungsprojektes Supervision. Indem Supervision ihren ethischen, theoretischen und methodologischen Rahmen vernachlässigt und sich vor allem auf eine wie auch immer geartete Praxis bezieht, wird sie sich nur scheinbar selbst gewiss. Indem Ausbildungen, Scheine, Zugehörigkeiten und Schulen, also Institutionalisierungen, die Frage nach „Erkenntnis und Interesse“ zudecken, besteht unabweislich die Gefahr von „Professionalismus und Dequalifikation“. Demgegenüber hat Wittenberger immer die Auffassung vertreten, Supervision müsse eine selbstreflexive Institution bleiben.

Philosophische Bezüge von Supervision als selbstreflexiver Institution

Supervision, so verstanden, bleibt vor allem durch die Dimension der Selbstreflexion kritisch und an eine bestimmte Philosophie gesellschaftlicher Entwicklung gebunden, welche vor allem von Axel Honneth (1992) als Anerkennungsmoral formuliert wurde. Für eine Theorie der Supervision stellt die Anerkennungsphilosophie eine Herausforderung dar: sie wirft ein anderes Licht auf berufliche Konflikte als dies zum Beispiel funktionalistische rollentheoretische Verständnisse mit ihrem Fokus auf erfolgreiches Handeln tun. Ich möchte für die Berücksichtigung der Anerkennungstheorie werben, indem ich einige ihrer wichtigsten Aussagen in gebotener Kürze skizziere.

In kritischer Auseinandersetzung um eine Theorie des Politischen, die in der Kultur vor allem einen Kampf aller gegen alle sieht und gesellschaftlichen Fortschritt als Resultat von Konkurrenz versteht, formuliert die Anerkennungsmoral Gesellschaft vor allem als sittlichen Zusammenhang. In Anlehnung an Georg Friedrich Hegels Realphilosophie der Anerkennung argumentiert Honneth, dass Gesellschaften, und insbesondere moderne Gesellschaften, einen sittlichen Zusammenhang darstellen. Der Intersubjektivität des öffentlichen Lebens als konstitutive Erfahrung misst er eine zentrale Bedeutung zu. Subjekte bewegen sich, dies ist Hegels Überzeugung, im Rahmen sittlicher Verbindungen. Diese sittlichen Verbindungen sind als Grundelement im Menschen angelegt und kommen, hier lässt Hegel sich von Aristoteles leiten, in der Polis, in der politischen Demokratie zur Blüte.

Für Hegel bedarf es zur Konstitution von Gesellschaft mehr als nur eines formellen Ansatzes. Ein sittliches Verhältnis beschreibt er als praktische Intersubjektivität. Eine Bewegung von intersubjektiver Anerkennung konstituiert die notwendige Gemeinsamkeit einander entgegengesetzter Subjekte. In dem Maße, in dem ein Mensch sich in bestimmten Fähigkeiten und Eigenarten durch einen anderen Menschen anerkannt weiß und darin mit ihm versöhnt ist, lernt er auch zugleich Teile seiner unverwechselbaren Identität kennen und ist somit dem anderen wieder

als etwas Besonderes entgegengesetzt. In der wechselseitigen Anerkennung erfahren die Individuen ihre Identität. Gleichzeitig ist in der Logik der Anerkennungsbeziehung eine innere Dynamik angelegt: Weil die Menschen in der Anerkennung durch den anderen stets auch etwas über sich erfahren, was eine neue Dimension ihres Selbst ist, müssen sie die Beziehung wieder verlassen. Somit besteht die Bewegung der Anerkennung aus dem Prozess der Versöhnung und des Konfliktes zugleich.

In seiner Habilitationsschrift verbindet Axel Honneth diese frühen hegelschen Schriften mit der Sozialtheorie Georg Herbert Meads. Auch für Mead vollzieht sich die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens unter dem Imperativ der reziproken Anerkennung, weil die Subjekte nur zu einem praktischen Selbstverhältnis gelangen können, wenn sie sich aus der Perspektive ihrer Interaktionspartner begreifen lernen. Insofern seien auch soziale Kämpfe moralisch motiviert. Sie stellen einen kollektiven Versuch dar, eine reziproke Anerkennung kulturell und institutionell durchzusetzen.

Axel Honneth beschreibt drei Anerkennungsmuster und ihr Gegenteil: die emotionale Zuwendung, die rechtliche Anerkennung und die soziale Zustimmung. Lokalisiert werden diese unterschiedlichen Anerkennungsweisen in unterschiedlichen Sphären der Gesellschaft. Hegel unterscheidet zwischen Familie, bürgerlicher Gesellschaft und Staat, Georg Herbert Mead unterscheidet zwischen Primärbeziehungen konkreter Anderer, den Rechtsverhältnissen und den Arbeitsformen als Orte des Generalisierten Anderen.

Für Hegel ist die Liebe deshalb die erste Form der reziproken Anerkennung, weil sich hier die Liebenden wechselseitig in ihrer konkreten Bedürfnisnatur bestätigen. Anerkennung ist hier affektive Zustimmung und Ermutigung. Hegel begreift Liebe als Selbstsein in einem Fremden (Honneth 1992, S. 154). Unter Zuhilfenahme der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie buchstabiert Honneth diese Form der Anerkennung nun als Erfahrung der Balance zwischen Autonomie und Bindung. Die Interaktion zwischen Mutter und Kind sei ein hochkomplexer Prozess, in dem beide Beteiligte, Mutter und Kind, sich wechselseitig in die Fähigkeit zum gemeinsamen Erleben von Gefühlen und Empfindungen einüben.

Die Bedeutung des affektiven Umgangs löse auch Vorstellungen ab, die sich auf die psychische Entwicklung als eine Abfolge von Organisationsformen zwischen libidinösen Trieben und Ich-Entwicklung bezögen, wie das in der klassischen Freudschen Psychoanalyse zum Ausdruck kommt. Die Liebe, mit der die Mutter in den ersten Lebensmonaten ihr Kind am Leben erhält, ist etwas anderes als das, was die Psychoanalyse als primären Narzissmus beschrieben hat. Es handelt sich vielmehr um ein Phänomen primärer Intersubjektivität.

Insbesondere Donald Winnicott hat für diesen Prozess verschiedene Lehrsätze geprägt, wie „die Mutter hält das Kind und der Vater hält die Mutter“, die sich auf eine hohe Bedeutung des Haltens (holding) beziehen. Winnicotts Konzept der

Übergangsphänomene bezieht sich auf die Entwicklungsaufgabe des Kindes, die Mutter als ein Wesen mit eigenen Rechten und mit einem eigenen Recht anzuerkennen. In seiner Arbeit „über die Fähigkeit allein zu sein“ spricht Winnicott davon, dass das Kind hierzu nur in der Lage ist, wenn es sich im Schutze einer gefühlten Intersubjektivität weiß, d.h. wenn es sich von einer, von ihm unabhängigen Person geliebt weiß. Die Fähigkeit zum Alleinsein sei Ausdruck einer gefühlten Selbstbeziehung, die wir gemeinhin unter dem Begriff des Selbstvertrauens oder des Selbstbewusstseins fassen. Aus diesem Stoff entsteht, wie Winnicott anmerkt, die Freundschaft (Honneth 1992, S. 169). Idealerweise ist also die Liebesbeziehung eine durch Anerkennung des Anderen gebrochene Symbiose. Umgekehrt bedeuten die verschiedenen Formen des Misslingens der Liebe eine instrumentell vereinseitigte und vereinnahmte Beziehungskonstellation. Hegel vermutet in der Liebe, d.h. in dem eben psychoanalytisch begründeten Interaktionsideal den strukturellen Kern aller Sittlichkeit.

Rechtlichkeit und soziale Wertschätzung als Medien selbstreflexiver Supervision

Für das Recht gilt, dass wir uns selbst nur als einen Träger von Rechten begreifen können, wie wir in der Lage sind, umgekehrt ein Wissen darüber zu entwickeln, welche Verpflichtungen wir dem anderen gegenüber einzuhalten haben. Erst aus der normativen Perspektive eines Generalisierten Anderen sind wir in der Lage, uns selbst als Rechtswesen zu begreifen. Die Menschen achten sich demnach deswegen als Rechtssubjekte, weil sie gemeinsam um die sozialen Normen wissen, die in ihrer Gesellschaft gültig sind.

Hegel verknüpft nun aber für eine Theorie der Anerkennung diese strukturalistische Position mit der Bindung an universell geltende Prinzipien einer postkonventionellen Moral. Das Rechtssystem wird verstanden als eine Institution verallgemeinerbarer Interessen aller Gesellschaftsmitglieder. Anerkennung geschieht durch die Akzeptanz der gleichen Gesetze. Universal geltende Achtung ist nun aber keine expressive Einstellung sondern eine kognitive Verstehenskompetenz, die den eigenen inneren Affekten, Regungen und Emotionen Schranken setzt. Axel Honneth (1992, S.179) nimmt für die traditionellen Gesellschaften an, dass rechtliche Anerkennung abhängig war von sozialer Wertschätzung, d.h. dass Wert und Würde sich überlappen. Die rechtliche Anerkennung reicht so weit, wie die Wertschätzung, die der Einzelne aufgrund der gesellschaftlichen Position, die er einnimmt, beanspruchen kann. Mit der Idee des Rechtsstaates spaltet sich die rechtliche Anerkennung von sozialer Wertschätzung, es entstehen zwei Formen der Achtung. Dabei bezieht sich rechtliche Achtung auf die Tatsache, dass jeder Mensch ein Zweck an sich ist, während die soziale Achtung den Wert eines Men-

schen hervorhebt, der sich über die gesellschaftlich geltenden Normen bestimmen lässt, d.h. es geht um solche Leistungen, die von einer Gesellschaft als wünschenswert definiert sind. Die Wertschätzung eines Menschen unterscheidet sich von der Anerkennung also dadurch, dass hier nicht auf der Basis allgemeiner, intuitiv geltender Normen bewertet wird, sondern es gilt ein Bezugssystem, innerhalb dessen sich der Wert einer Person messen lässt.

Zur Rolle des Supervisors und zur Sittlichkeit supervisorischer Konflikte

Bezieht man die Anerkennungstheorie auf ein Modell oder Konzept von Supervision, so wäre zunächst davon auszugehen, dass die vorgetragenen, aber auch die in Anfragen und Kontraktgesprächen nicht ausgesprochenen Anlässe von Supervision sittlicher Natur sind — die neurotischen Konflikte und institutionellen Übertragungen eingeschlossen. Der Supervisand/die Supervisandin brauchen die Anerkennung des Supervisors/der Supervisorin. Affektive Zustimmung und Ermutigung gehören an den Anfang der Supervision, um gemeinsame Erlebensweisen einzuüben und die Angst vor der fremden Situation zu kontrollieren. Ebenso ist der Lernprozess, sich aus der Perspektive des Anderen zu begreifen, ein wichtiger und wesentlicher Schritt in der Supervision, ermöglicht er doch die Anerkennung des Fremden. Die von Mead beschriebene Anerkennungsform des Perspektivenwechsels steht im Gegensatz zur blinden Identifikation mit dem Aggressor, aber auch zur Introjektion über das Mittel traumatischer Erfahrungen. Im Gegenteil, Identifikation und Introjektion können in gewisser Weise als Gegenstück des moralischen Prozesses des Perspektivenwechsels beschrieben werden.

Die Sittlichkeit der Konflikte ergibt sich schon aus dem Tatbestand der Interdependenz, d.h. dass zwischen dem Zustand der Integrität eines Menschen und der gefühlten Zustimmung anderer ein direkter Zusammenhang anzunehmen ist. Indem die Anerkennung bestimmter Identitätsansprüche einer Person ihr auch in ihrem beruflichen Kontext entzogen werden, und dies mittels traditioneller Organisationsverständnisse und Hierarchien, Menschenbilder und institutionelle Leitbilder eingeschlossen, können Selbstbilder zum Einsturz gebracht werden. Organisationen sind entsprechend Austragungsorte des Kampfes um Anerkennung oder des Kampfes um das Selbst. Dieser Kampf betrifft Beschäftigte und Klienten gleichermaßen.

Literatur

- Becker, S. (1995): Laudatio auf Ernst Federn und Einführung in das Tagungsthema. In: Helfen statt heilen. Beiträge zur 1. Fachtagung des Vereins für Psychoanalytische Sozialarbeit. Ernst Federn zum 80. Geburtstag, hrsg. von S. Becker, Gießen, S. 7 – 22.
- Dörner, K. (1994): Die institutionelle Umwandlung von Menschen in Sachen. In: Frankfurter Rundschau, Dokumentation, am 10. Okt, S. 10.
- Foucault, M (1984): Was ist Kritik? Berlin.
- Foucault, M (1984): Mikrophysik der Macht. Berlin.
- Foucault, M (1982): Die Geburt der Klinik. Zur Genealogie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1913): Totem und Tabu, Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921). In: Gesammelte Werk Band IX, hrsg. von Mitscherlich, A. u.a. Frankfurt am Main 1973.
- Honneth, A. (1992): Der Kampf um Anerkennung, Frankfurt am Main.
- Olk, T. (1986) Abschied vom Experten, Weinheim.
- Schüle, J.A. (1998): Zur Entwicklung selbstreflexiver Kompetenz. In: Forum Supervision Heft 12, S. 7 – 20.
- Thomä, H./Kächele, H. (1985): Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Berlin/Heidelberg.
- Walker, U. (1999): Leitungssupervision mit Ingenieur Juni. In: Forum Supervision, Tübingen 7. Jg., Nr. 14, S. 72 – 82.
- Winnicott, D. (1969): Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. In: Psyche, Bd. 23, S. 666 – 682.
- Wittenberger, G. (1997): Lehrsupervision. Historisches und Kritisches zur Rolle der Lehrsupervision im Ausbildungsprozess, in: Forum Supervision Heft 9, S. 5 – 24.
- Wurmser, L. (1993): Die Flucht vor dem Gewissen. Berlin, Heidelberg.

Anschrift der Verfasserin: Prof. Dr. Katharina Gröning, Freiligrath Str. 10, 44791 Bochum.

Ralf Zwiebel

Zum Konzept des „Inneren Analytikers“

Zusammenfassung: In der vorliegenden Arbeit wird das Konzept eines „Inneren Analytikers“ vorgestellt, das man als ein inneres Arbeitsmodell verstehen kann, das sich vor allem auf die Erfahrung, Verarbeitung und Kommunikation von unbewussten Erfahrungen in verschiedenen Lebensbereichen (wie Alltag, analytische Situation, Lernen an der Hochschule) bezieht. Dieses Arbeitsmodell versucht die Balance von Erleben, Denken und Kommunikation als eine notwendige Voraussetzung für Lebendigkeit, Offenheit und Kreativität zu erfassen und dabei die psychoanalytische Auffassung zu untermauern, dass dies nur mit Hilfe des Zulassens unbewusster Erfahrungen möglich ist. Die Praktikabilität dieses Modells erweist sich vor allem in der konkreten Anwendung: für mich persönlich ist dies vor allem meine Arbeit als klinischer Psychoanalytiker und meine Arbeit als Hochschullehrer im Unterricht von Psychoanalyse. Weitere Untersuchungen und Erfahrungen werden zeigen, ob dieses Konzept sowohl für andere Kollegen und Kolleginnen, aber auch in anderen Lebensbereichen hilfreich sein kann.

Einleitung

Mit dem Konzept des „Inneren Analytikers“ wird im Folgenden die grundlegende Fähigkeit des Menschen verstanden, eigene unbewusste Vorgänge wahrzunehmen, sich auf sie einzulassen, sich mit ihnen denkend auseinander zu setzen und ihre Folgen für das eigene Handeln zu berücksichtigen und handelnd-kommunikativ zu aktualisieren. Zu Beginn sollen in knapper Form einige der Prämissen dieser Arbeit skizziert werden:

- a) Als Ausgangspunkt wähle ich ein Zitat von Freud: „Von dem, was wir unsere Psyche (Seelenleben) nennen, ist uns zweierlei bekannt, erstens das körperliche Organ und Schauplatz desselben, das Gehirn (Nervensystem), andererseits unsere Bewusstseinsakte, die unmittelbar gegeben sind und uns durch keinerlei Beschreibung näher gebracht werden können. Alles dazwischen ist uns unbekannt, eine direkte Beziehung zwischen beiden Endpunkten unseres Wissens ist nicht gegeben.“ (Freud 1940)

I. Mathis hat in Anlehnung an dieses Zitat Freuds die folgenden beiden Epistemologien der Freud'schen Psychoanalyse beschrieben: die „erste Epistemologie“ der traditionellen, wissenschaftlichen Betrachtungsweise (z.B. der Körper-Geist-Dualismus) und die „zweite Epistemologie“, in der alle Phänomene als Kategorien des

Geistes, des Bewusstseins betrachtet werden und Körper und Geist als solche, d.h. jenseits des Bewusstseins, nicht existieren. Körperliche Phänomene lassen sich mit der „ersten Epistemologie“, einer „Dritten-Person-Perspektive“ objektivieren, psychische Phänomene mit der „zweiten Epistemologie“, einer subjektiven „Ersten-Person-Perspektive“ verstehen. Die wissenschaftlichen Untersuchungen mit Hilfe dieser beiden Perspektiven ergeben ganz unterschiedliche Modelle der Wirklichkeit, die nicht mit der absoluten, letzten Wahrheit, die letztlich unerkennbar bleibt, zu verwechseln sind. Für die Psychoanalyse, deren Status als Wissenschaft umstritten ist, wird neuerdings eine Position zwischen den Wissenschaften postuliert (z.B. Leuzinger-Bohleber 2000), die man auch als ein Oszillieren zwischen diesen beiden grundsätzlichen Epistemologien beschreiben könnte. Für eine Konzeption der introspektiven Selbstanalyse, wie es diese Arbeit intendiert, ist dieser epistemologische Gesichtspunkt der Psychoanalyse besonders zu berücksichtigen.

b) Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff des „Unbewussten“ ist in dieser Arbeit nicht intendiert: de Masi hat kürzlich auf die unterschiedlichen Konzeptionen dieses Begriffs bei Freud, Klein, Bion, aber auch in der modernen Neurobiologie hingewiesen (de Masi 2000). Ich verwende hier den Begriff „unbewusste Vorgänge“ als phänomenologische Beschreibung für drei Dimensionen: den Bereich des Noch-Nicht-Erlebten/Gefühlten/Gedachten, den Bereich des Nicht-Mehr-Erlebten/Gefühlten/Gedachten — das dynamisch Unbewusste, das Verdrängte — und den Bereich des Nicht-Erlebten/Fühlbaren/Denkbaren. Die Betonung der Bedeutung unbewusster Vorgänge ist heute keineswegs mehr eine Besonderheit der Psychoanalyse: Bewusstseinsforschung, Cognitive Science und Neurobiologie haben in eindrucksvoller Weise die große Bedeutung unbewusster Vorgänge beschrieben; Mertens hat kürzlich in einem Zeitschriften-Bericht auf diese Entwicklung hingewiesen (Mertens 2000). Insofern ist das Verstehen eigener, unbewusster Vorgänge keineswegs ein vorwissenschaftlicher Mythos mehr, sondern darf als ein zentrales, wissenschaftliches Interesse angesehen werden.

c) Der Ansatz der folgenden Arbeit ist pragmatisch im Sinne von Rortys kürzlicher Beschreibung des philosophischen Pragmatismus und dessen Bedeutung für die Psychoanalyse (Rorty 2000). Bei der Bewertung des Konzeptes des „Inneren Analytikers“ gehe ich also in diesem durchaus pragmatischen Sinne weniger von der Frage einer möglichst „richtigen“ Beschreibung oder Abbildung der Wirklichkeit aus, sondern von der Frage der Nützlichkeit und Applizierbarkeit dieses Konzeptes.

Das Wahrnehmen und Verstehen der eigenen, unbewussten Wirklichkeit wird in der Psychoanalyse bekanntlich unter dem Begriff der Selbstanalyse behandelt. In der Ausbildung zum Psychoanalytiker wird diese Fähigkeit der Selbstanalyse entwickelt und gefördert, da man zu Recht davon ausgeht, dass diese selbstanalytische Kapazität eine wesentliche Grundlage für die Praxis der Psychoanalyse ist. Als ein wesentli-

ches Ziel des analytischen Prozesses beim Analysanden wird in analoger Weise die Entwicklung und Förderung dieser selbstanalytischen Fähigkeit formuliert; es wird gesagt, der Analysand identifiziere sich mit der selbstanalytischen Funktion des Analytikers und kann die Analyse dann beenden, wenn er diese Funktion weitgehend verinnerlicht hat. Es ist allerdings bemerkenswert, dass der Begriff der Selbstanalyse zwar relativ häufig verwendet wird, die Feinstruktur dieses Vorgangs aber weitgehend unbestimmt bleibt. Auch ist nicht selten zu beobachten, dass der Begriff selbst oft ungenau gebraucht wird; es wird noch zu zeigen sein, dass „Über-Sich-Nachdenken“ keineswegs mit der selbstanalytischen Funktion identisch ist. Aber auch der Begriff der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“, wie ihn Freud in die Psychoanalyse eingeführt hat oder auch der erweiterte Begriff der „teilnehmenden Beobachtung“, mit der der Analytiker das Unbewusste seines Analysanden versteht, ist mit selbstanalytischen Anteilen durchsetzt, ohne dass wiederum die Feinstruktur dieses psychologischen Vorgangs genauer beschrieben wird. Von daher lässt sich das Interesse nachvollziehen, diese selbstanalytische Funktion zu präzisieren und genauer zu beschreiben zu versuchen. Dieses Interesse hat sich für mich in der Arbeit mit Studierenden vertieft, bei der es um ein „Psychoanalytisches Denken“ oder ein „Psychoanalytisches Verstehen“ geht, das über das reine Vermitteln von Theorien und Konzepten hinaus geht und in Ansätzen eine Anwendung in späteren Berufsfeldern ermöglicht. Dabei entwickelte sich als zentrale Fragestellung, ob selbstanalytische Fähigkeit die Voraussetzungen für ein „Psychoanalytisches Denken“ ist und wie man diese Fähigkeit im Unterricht mit Studierenden zu fördern vermag.

Von hier aus lassen sich folgende Voraussetzungen für diese Arbeit formulieren:

1. Ich nenne die selbstanalytische Funktion beim Menschen den „Inneren Analytiker“ und versuche, die Feinstruktur dieser Funktion und Fähigkeit genauer zu beschreiben.
2. Ich gehe davon aus, dass jeder Mensch grundsätzlich über die Funktionen des „Inneren Analytikers“ verfügt. Sie sind allerdings auf Grund von Begabung und Lebensschicksal unterschiedlich ausgeprägt.
3. Ich gehe weiterhin davon aus, dass die Funktionen des „Inneren Analytikers“ entwickelt und gefördert werden können. Hier ergeben sich allerdings noch weitgehend ungeklärte Fragen. Vor allem bleibt zu prüfen, ob sich empirisch orientierte Evaluierungen bewähren können.

In diesem Sinn handelt es sich bei dem Konzept des „Inneren Analytikers“ um eine metaphorische Umschreibung von psychischen Funktionen, die sich auf die Wahrnehmung und Verarbeitung von unbewussten Vorgängen im Menschen beziehen. Postuliert wird, dass prinzipiell jeder Mensch über dieses grundsätzliche Potenzial eines „Inneren Analytikers“ verfügt, auch wenn diese Funktionen oft gehemmt und gestört sind. Die Nützlichkeit dieses Konzeptes kann sich darin erweisen, dass es nicht nur auf die psychoanalytische Situation im engeren Sinn anwendbar ist — hier als hypothetische Struktur, die der Analytiker während seiner Ausbildung ent-

wickelt hat und die der Analysand durch die Identifizierung mit seinem Analytiker entwickeln wird, falls der analytische Prozess in Gang kommt —, sondern auch in vielen anderen Bereichen wie etwa in Alltagssituationen, in psycho-sozialer Beratungsarbeit, Supervision, künstlerischer Kreativität und Rezeptivität und nicht zuletzt im Lernen allgemein und im Lernen und Verstehen von Psychoanalyse im Besonderen. Man könnte diese Fähigkeit als einen Spezialfall der grundlegenden Möglichkeit des Menschen — wahrscheinlich sogar als *specificum humanum* — ansehen, eine „Theorie des Geistes“ oder wie dies W. Singer kürzlich beschrieben hat, ein „inneres Auge“ zu entwickeln; damit wird die Fähigkeit des Menschen beschrieben, seine eigenen kognitiv-emotionalen Prozesse wahrzunehmen und sich ihrer gewahr zu werden (Singer 2000). In der folgenden Arbeit möchte ich daher anhand von Beispielen aus dem Alltag, der analytischen Situation und der Hochschule das Konzept des „Inneren Analytikers“ näher zu beschreiben und dabei zu zeigen versuchen, dass man für die Wirkungsweise dieses „Inneren Analytikers“ eine triadisch bzw. tripolar zu denkende Struktur postulieren kann, die sich zwischen den Polen Introspektion, Kognition/Extrospektion und Kommunikation/Beziehung zu entfalten vermag (modifiziert nach einem Vorschlag von W. Gruner). Eine gewisse Besetzung und Aktivität aller drei Pole erscheint die Voraussetzung dafür zu sein, dass man mit seiner eigenen, lebendigen Wirklichkeit in Kontakt kommt, was sich für die konkrete Lebenspraxis, für kreatives Lernen, für zwischenmenschliche Beziehungen, aber auch für Veränderungs- und Heilungsprozesse produktiv und progressiv auszuwirken vermag.

Der innere Analytiker im Alltag

Ich beginne mit einem Beispiel aus dem Alltag. Betrachten wir den folgenden Traum, den der Träumer am Morgen erinnert: „Ich bin mit Gerhard W. unterwegs. Wir fahren beide große Busse. Ich selbst suche einen Parkplatz für meinen Bus, weil ich mit einem anderen Bus weiterfahren will, aber es ist alles sehr eng; Gerhard ist hinter mir, eilig-drängliches Gefühl. Dann sind die Busse plötzlich Fahrräder, die wir mit einem Schloss, mit einer Stahlkette, versuchen anzuschließen. Der neue Bus kommt aber schon, er hat die Nr. 62, und wir können ihn nicht mehr erreichen. Der Bus ist weg, wir müssen warten und ich beginne zu weinen, denke aber noch im Aufwachen, na, das ist doch aber übertrieben ...“

Die Erinnerung an diese Traumerfahrung führt am nächsten Tag zu einer Reihe von Erinnerungen und Einfällen, vor allem vom vergangenen Tag, die sich der Träumer in Anlehnung an die klassische Freudsche Traumdeutungsmethode vergegenwärtigt (die ich hier aber nicht wiedergeben werde). Es tauchen viele Bezüge zum Alter auf und diese führen schließlich zum abschließenden Gedanken beim Träumer: Drückt der Traum etwa die Angst aus, ich könnte das Alter von 62

Jahren nicht erreichen, vorher sterben und die mir gesteckten Ziele nicht mehr erreichen? Bei diesem abschließenden Gedanken hat der Träumer das Gefühl, den Traum jetzt besser verstanden zu haben und vor allem das nicht-passende, übertriebene Gefühl der Trauer besser einordnen zu können: in der Tat lässt sich ein stimmiger Zusammenhang zwischen dem Traum, seinem zentralen Affekt und der gegenwärtigen Situation des Träumers herstellen, womit er sich ein Stück seiner Todesangst, vielleicht aber auch seiner unbewussten Todessehnsucht bewusster geworden ist.

Die Fähigkeit des Menschen, unbewusste Erfahrungen und vor allem ihre bewussten Abkömmlinge wie die eigenen Träume wahrzunehmen, sie zu erinnern und sich mit ihnen denkend auseinander zu setzen, kann man also die zentrale Funktion des „Inneren Analytikers“ bezeichnen. Am Beispiel des Verstehens der eigenen Träume lässt sich eine erste Annäherung gewinnen: die unbewusste/bewusste Traumerfahrung wird am nächsten Morgen erinnert, in der Regel einem Bewertungsprozess unterzogen (wichtig/unwichtig, sinnvoll/unsinnig, angenehm/unangenehm etc.), der über das weitere Erinnern und die Beschäftigung mit dem Traum entscheidet. Von dem Ausmaß der affektiven Beteiligung und der Irrealität des Traumgeschehens hängt vor allem die weitere Verarbeitung des Traumes ab; beide Faktoren wecken in der Regel den Deutungswunsch des Träumers (Bartels 1979). In dem geschilderten Beispiel scheint sowohl das Grotteske der Busszene als auch der unangemessen erscheinende Affekt des Weinens hilfreich für den Erinnerungs- und Verstehensprozess zu sein. Das Nicht-Zueinander-Passen, das Widersprüchliche, das Nicht-Verstehen wird zu einem entscheidenden Anreiz, die nunmehr bewusste Erfahrung der Traumerinnerung in ein kohärentes Selbst-Bild und Selbstverständnis zu überführen. Die Schlüssigkeit des Traumverständnisses kann in diesem Fall vorerst nur der Träumer selbst beurteilen, sie ist in jedem Fall nur punktuell, momentan und subjektiv „wahr“. Dies ändert sich dann, wenn der Träumer seinen Traum kommuniziert. Es sei hier an Freuds berühmten Traum von Irmas Injektion erinnert, der in den folgenden Jahrzehnten der psychoanalytischen Forschung eine Fülle von ergänzenden Deutungen erfahren hat (Freud 1900, Erikson 1955).

Diese Beobachtung der eigenen inneren Welt, der eigenen Subjektivität wird bekanntlich auch als Introspektion bezeichnet. Die bisherige Beschreibung dieser kurzen Traumerfahrung aus dem Alltag kennzeichnet vor allem diesen introspektiven Pol des „Inneren Analytikers“, bei dem es um das unmittelbare Erleben von inneren, subjektiven Erfahrungen geht(also Träumen, Tagträumen, Vorstellungen, Fantasien, Gefühle, Erinnerungen), die eine emotionale Bewertung bekommen, für eine Weile im Bewusstsein festgehalten werden und durch ihre Irritation eine unmittelbare Denkbewegung auslösen, die schließlich zu einer neuen, inneren Erfahrung oder auch Einsicht führen. Gerade die Lücken und Widersprüche verweisen auf etwas, das der Träumer bislang nicht bewusst wahrgenommen und erlebt hat (eben seine Todesangst oder auch Todessehnsucht); insofern kann man

auch sagen, dass hier etwas bislang „Unbewusstes“ oder Nicht-Bewusstes (im Sinne von Nicht-Mehr- oder Noch-Nicht-Gedachtes/Gefühltes) bewusst geworden ist. Betonen möchte ich hier, dass dieser introspektive Bereich des „Inneren Analytikers“ sich ausdrücklich auf unbewusste Vorgänge bezieht.

Ein zweites, kurzes Beispiel aus dem Alltag schildert eine symptomatische Reaktion, die vor allem durch die Funktion des introspektiven Pols des „Inneren Analytikers“ zum Abklingen kam: ein Mann schildert einen plötzlich auftretenden, heftigen Eifersuchtsaffekt, in dem er sich eine Szene mit seiner neuen Freundin ausmalt, mit der er auf einer Gesellschaft ihren früheren Freund trifft und dort von ihr ignoriert wird. Dieser quälende Tagtraum wird immer massiver und kulminiert schließlich in der Vorstellung, sich von seiner Freundin zu trennen. Seine Arbeitsfähigkeit ist für mehrere Stunden durch diese schmerzlichen Fantasien völlig blockiert. Die Heftigkeit des Affektes und die Unangemessenheit der Fantasie führt aber schließlich zu einer gedanklichen Verbindung, die der Mann zuvor völlig ausgeblendet hat: seine geschiedene Frau hatte nämlich am gleichen Tag angerufen und ihm heftige Vorwürfe gemacht und ihn gebeten, sich mit seiner neuen Freundin doch nicht mehr in der Öffentlichkeit zu zeigen. Als er diese Verbindung zwischen dem Telefonat und seiner Eifersucht herstellen kann, realisierte er plötzlich, dass er offenbar den Wunsch verspürte, seiner geschiedenen Frau zu „gehörchen“; dies erkennt er nun plötzlich als den zentralen Inhalt seiner Eifersuchtsfantasie (in der Fantasie verlässt er nämlich gekränkt die gemeinsame Gesellschaft). Sofort lässt der quälende Affekt nach und er kann sich wieder seiner Arbeit zuwenden.

Die unmittelbare Erfahrung im Telefonat kreist um das Verbot seiner geschiedenen Frau, mit seiner Freundin auf die Gesellschaft zu gehen und seinem nicht bewusst wahrgenommenen Wunsch, diesem Verbot zu gehorchen. Dies schlägt sich in dem geschilderten Tagtraum nieder, der mit einem heftigen, leidvollen Eifersuchtsaffekt verbunden ist. Dem Mann bleibt nichts anderes übrig, als diese Szene immer wieder durchzuspielen und damit den Affekt zu erleben und auszuhalten, bis ihm die Verbindung zu dem vorherigen Telefonat wieder einfällt. Nun wird ihm plötzlich bewusst, dass er tatsächlich den „unbewussten“ Wunsch gespürt haben muss, seiner Frau zu gehorchen. Als er diesen Zusammenhang versteht, lässt die quälende Tagtraumfantasie nach und er kann sich wieder seiner gewohnten Arbeit zuwenden. Noch etwas abstrakter formuliert: Die Tagtraumfantasie als subjektives Erleben wird wahrgenommen, ausgehalten, erlitten und beobachtet, bis sich eine Verbindung zu einer anderen Szene herstellt, die die symptomatische Fantasie zum Abklingen bringt. Auch hier ist die Wahrheit der Einsicht letztlich nur punktuell, momentan und subjektiv, allerdings durch ihre Wirksamkeit schlüssig und überzeugend. Die wesentlichen introspektiven Funktionen des „Inneren Analytikers“ lassen sich damit also folgendermaßen zusammenfassen: unmittelbares Erleben und das Zulassen dieses Erlebens, emotionale Bewertung, vor allem Erleiden, Beobachten, Bewahren, Verbinden und Bedenken. Da-

mit entsteht in diesem konkreten Beispiel aus dem Alltag bei dem Mann eine Einsicht in einen zuvor unbewussten, konflikthaften Zusammenhang, die gleichzeitig die Selbsterfahrung erweitert und damit die Selbsterkenntnis vertieft.

Wie schon angedeutet, ist die introspektive Funktion des „Inneren Analytikers“ konkret, momentan, punktuell und beruht auf der Wahrnehmung und Beobachtung von unmittelbar, unwillkürlich ablaufenden subjektiven Phänomenen wie Vorstellungen, Fantasien, Träumen, Erinnerungen, Gedankenketten und Gefühlen. Diese subjektiven Phänomene, vor allem wenn sie durch Diskontinuitäten und Widersprüche gekennzeichnet sind, kann man als Abkömmlinge unbewusster Vorgänge (im Sinne von noch-nicht- oder auch nicht-mehr-bewusst) betrachten. Durch die unmittelbare Identifizierung des Erlebenden mit diesen subjektiven Inhalten (Ich empfinde jetzt diese quälende Eifersucht ...) entwickelt sich fast immer eine bestimmte affektive Qualität des Erlebens, in der Regel zentriert um die Gefühle von Lust/Unlust. Vor allem leidvolle Erfahrungen führen dann durch einen sich wiederholenden, oszillierenden Prozess der Identifizierung und Des-Identifizierung zu einer ersten distanzierten Selbstbeobachtung (Ich merke, dass ich jetzt wieder diese quälende Eifersucht empfinde oder: Warum muß ich mich gerade jetzt mit dieser quälenden Eifersucht auseinander setzen), die auf Lücken, Widersprüche, Diskrepanzen, Unverständliches in den Bewusstseinsphänomenen aufmerksam macht (In dem geschilderten, konkreten Fall gab es keinen Anlass für diese quälende Eifersucht). Die dadurch angestoßene Denkkaktivität stellt schließlich Verbindungen und Zusammenhänge her, die bislang dem Bewusstsein nicht zugänglich waren; so kann man auch sagen, dass sich eine Einsicht in einen zuvor unbewussten Zusammenhang herstellt, die die Selbsterfahrung und Selbsterkenntnis momentan verändert und erweitert. Man kann postulieren, dass dieser beschriebene Prozess bei fast allen Menschen im Alltag ständig abläuft, allerdings oft unmerkelt und unreflektiert, gleichsam als eine ständig latente Tagtraumaktivität. Dies entspricht einer modernen Auffassung, dass das Traumbewusstsein vom Wachbewusstsein am Tage nur verdeckt oder unterdrückt ist, also latent ständig mitläuft und auch jederzeit kurzfristig aktivierbar ist.

Wie zu Beginn schon angedeutet, stellt diese introspektive Funktion einen Pol in einer als triadisch gedachten Struktur des „Inneren Analytikers“ dar. Den zweiten Pol dieser Struktur kann man sich als die gedanklichen, begrifflichen, abstrahierenden Verarbeitungen der vielen, einzelnen und momentanen introspektiven Erfahrungen des „Inneren Analytikers“ vorstellen. Ihre wesentliche Qualität ist also das Denken, das auf Verallgemeinerungen, Abstraktionen, Begriffsbildungen und logischen Zusammenhängen aufgebaut ist. Es löst sich damit von dem unmittelbaren Erleben und Empfinden und ordnet diese punktuellen Erfahrungen in größere, allgemeine Zusammenhänge ein. Im Alltag entstehen so Theorien und Modellvorstellungen über das Selbst, über Andere und die Welt, die durchaus lediglich vorbewusst vorhanden sein können. Der Träumer des ersten Beispiels wird

nach seiner Traumerfahrung und seiner ersten introspektiven Verarbeitung womöglich stärker über sein Alter und seine Gefühle darüber nachdenken; er kann erkennen, dass er vielleicht viel mehr, als er bisher dachte, doch mit diesem Thema beschäftigt ist, latent an seinen nahenden Tod denkt und viel stärkere Gefühle, vor allem Ängste, darüber empfindet. Der Mann aus dem zweiten Beispiel wird nach dieser Erfahrung seiner quälenden Eifersucht, aber auch dem Überwinden dieses schmerzlichen Gefühls durch die unmittelbare Erkenntnis seines Wunsches nach Gehorsam, möglicherweise über seine bisherigen Beziehungen zu Frauen nachdenken, das Problem der Eifersucht dabei bedenken, indem er sich an frühere Szenen erinnert (Generalisierung und Abstraktion), aber auch über seinen Gehorsam nachdenken, in welchen Situation dieser auftrat etc. So könnte ihm plötzlich deutlich werden, dass die Rolle des Gehorsams oder sogar der Unterwerfung eine viel größere Rolle in seinem bisherigen Leben gespielt hat als er bislang angenommen hat. Diese gedankliche Verarbeitung trägt somit wahrscheinlich zu einem veränderten vorbewussten/bewussten Selbstbild seiner Person bei, das auf einer begrifflichen Verallgemeinerung der unmittelbaren Erfahrung beruht und somit zu einer veränderten, privaten „Theorie“ über seine Person führt. Bin ich etwa solch ein reaktiver Charakter, könnte sich der Mann fragen, der sich durch Gehorsam und Anpassung die gefährvollen und schmerzlichen Gefühle des Selbst-Seins vom Leibe gehalten hat und dies immer noch tut? Diesen zweiten Pol könnte man also als kognitiven Pol des „Inneren Analytikers“ bezeichnen, in dem es um die Verarbeitung der unmittelbaren, introspektiven Erfahrungen durch das logisch-abstrakt-begriffliche Denken geht. Dies beruht auf einem semiotischen Prozess, in dem diese unmittelbaren, vor allem auch sinnlich-körperlich bestimmten Erfahrungen in einem komplexen Prozess des Bezeichnens in mehr oder weniger abstrakt-begriffliches Denken überführt werden (Varvin 2000). Postuliert wird damit ein Fließen zwischen dem unmittelbaren Erleben und dem Denken, das jedoch auch blockiert sein kann, vor allem wenn sich das Denken gegen das Erleben wie in manchen neurotischen Störungen wendet. Safranski hat in seiner Arbeit über Nietzsche diesen Aspekt sehr klar formuliert:

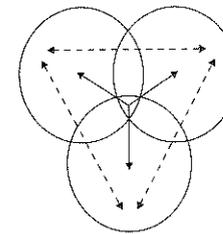
„Um sein Leben denken — das kann zweierlei bedeuten. Es kann bedeuten, dass man um sein Leben denkt, wie man um sein Leben läuft oder um sein Leben kämpft. Es kann sein, dass man um sein Leben herumdenkt. Man meidet, so gut es geht, die Berührung mit dem wirklichen Leben.“ (Safranski, FAZ, 26.8.00).

Nach meinem hier entwickelten Verständnis steht der introspektive Pol für das unmittelbare Erleben, das im wesentlichen von unbewussten Vorgängen geprägt ist und mit dem sich der Mensch ständig denkend auseinander zu setzen hat (um sein Leben denken); das Denken kann sich aber auch gegen dieses Erleben wenden, um dieses zu vermeiden (ums Leben herumdenken). Die Implikationen für psychopathologische Phänomene kann ich in dieser Arbeit nicht näher ausführen.

Der dritte Pol des „Inneren Analytikers“ stellt nach dem hier vorgeschlagenen

Konzept die „Anwendung“, das In-Beziehung-Setzen, das Kommunizieren dieser unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungen des unbewussten Erlebens und Denkens in der konkreten Realität dar: die unmittelbar, introspektiv erlebten und verarbeiteten Erfahrungen, die teilweise zu begrifflich-abstrakten Denkmodellen verarbeitet wurden, kommen in der jeweilig gegebenen Wirklichkeit handelnd-kommunikativ zur Anwendung. Am Beispiel des klinischen Psychoanalytikers und beim Lernen von Psychoanalyse in der Hochschule wird dies deutlicher zu machen sein, als bei den Beispielen aus dem Alltag. An den bisherigen Beispielen lässt sich jedoch auch andeuten, was mit diesem dritten Pol gemeint ist: der Träumer, der sich seiner Todesangst oder sogar seiner Todessehnsucht bewusster geworden ist, dies in das Modell seines Selbst etwas stärker integriert hat, wird möglicherweise auch in seinem konkreten Verhalten Veränderungen erleben. Es könnte ihm deutlich werden, dass er sich in letzter Zeit in bestimmten Situationen fahrlässiger und sich selbst gefährdend verhalten hat; vielleicht sucht er einen Arzt auf wegen einiger körperlicher Beschwerden, die er zwar schon länger gespürt hat, aber immer wieder übergangen hat. Es könnte aber auch sein, dass er mit seiner Familie oder Freunden über auftauchende Fragen des weiteren Lebens spricht usw. Der Mann in dem zweiten Beispiel könnte verschiedene Konsequenzen aus den Erfahrungen und Erkenntnissen seiner Eifersuchtsattacke ziehen: er wird wahrscheinlich nicht dem Impuls folgen, die geplante Veranstaltung abzusagen, jedenfalls nicht aus dem Grund der gefürchteten Eifersucht. In Zukunft wird er wahrscheinlich ein anderes Gespräch mit seiner Frau führen; bei jeder neuen Gelegenheit zur Eifersucht wird er wohl an diese Erfahrung zurückdenken und sich daher vielleicht anders verhalten. Auf Grund der eigenen Erfahrungen mit „Tod“ und „Eifersucht“ werden beide Personen auch bei anderen Menschen, falls diese Thematik auftaucht, mit einer eigenen Resonanz reagieren können.

introspektiver Pol kognitiver Pol



kommunikativer Pol

Abb. 1: Grundmodell des „inneren Analytikers“

In Abb. 1 ist das bisher Besprochene in einem Schema wiedergegeben. Introspektiver, kognitiver und kommunikativer Bereich überschneiden sich im Zentrum, weil eine klare Abgrenzung zwischen den einzelnen Dimensionen natürlich nicht gegeben ist. Die zentrale Schnittstelle kann man jedoch als den Kernbereich des „Inneren Analytikers“ bezeichnen, den man am ehesten als zentrale Beobachtungsfunktion beschreiben könnte. Man kann dann von einem aktiven oder aktivierten „Inneren Analytiker“ sprechen, wenn eine — auch der äußeren Situation angemessene — Balance zwischen den drei Bereichen besteht, also eine spannungsvolle Offenheit und ein Fließen zwischen Erleben, Denken und Kommunizieren möglich ist und gleichzeitig die zentrale Beobachtungsfunktion „geöffnet“

bleibt. Wesentlich dabei scheint mir auch die Metapher des Raumes, die in dem schematischen Modell auch enthalten ist: die Aktivität des „Inneren Analytikers“ führt zur Bildung eines psychischen Raumes, der Erleben, Denken und In-Beziehung-Sein zulässt und ermöglicht. Von daher kann man Einschränkungen und Störungen dann nach diesem Modell als Störungen vor allem Einschränkungen des psychischen Raums verstehen. Bei fast allen psychischen Störungen kommt es zu erheblichen Einengungen dieses inneren Raumes, die im Einzelfall genauer zu beschreiben wären: beispielsweise das Phänomen der Impulsivität (Reden ohne Denken), Rationalisierung (Denken ohne Erleben), Rückzug (Erleben ohne Kommunikation).

Der innere Analytiker in der analytischen Situation

Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass der „Innere Analytiker“ sowohl beim Analytiker als auch beim Analysanden potenziell vorhanden oder aktivierbar ist. Die Begriffe Leidensdruck, Krankheitseinsicht und Motivation versuchen etwas von der Einstellung des Individuums zu seinem Leiden und Erleben zu erfassen. Der Analytiker sucht beispielsweise nach Zeichen des „Inneren Analytikers“ in den Vorgesprächen, um einen möglichen Erfolg der analytischen Behandlung abschätzen zu können. Man könnte postulieren, dass die Entwicklung eines förderlichen, analytischen Prozesses davon abhängt, ob die Funktionen des „Inneren Analytikers“ bei beiden Partner der analytischen Dyade entwickelt bzw. aufrecht erhalten bleiben. Bekanntlich sind die wesentlichen Voraussetzungen für einen gelingenden analytischen Prozess die Gewährleistung einer Sicherheit gewährenden, stabilen Rahmens und das Bemühen um die Grundregel, d.h. die freie Assoziation für den Analysanden und die gleichschwebende Aufmerksamkeit für den Analytiker. Diese gelten als Idealforderungen, die durch die Aktivierung der verinnerlichten, unbewussten Beziehungskonflikte des Analysanden und teilweise auch des Analytikers die typischen klinischen Phänomene des Widerstands, der Übertragung und der Gegenübertragung bewirken. Früher oder später wird der Analytiker von der unbewussten Beziehungsdynamik des Analysanden „infiziert“ und er beginnt die Konflikte seines Analysanden und seine eigenen mit zu agieren. Mit der Zuspitzung von Widerstand, Übertragung und Gegenübertragung gehen wesentliche Funktionen des „Inneren Analytikers“ beim Analysanden verloren, die geschilderte Balance zwischen Erleben, Denken und Kommunizieren droht sich ebenso aufzulösen wie der psychische Raum, in dem die zentrale Beobachtungsfunktion nicht lebendig bleiben kann: Kennzeichen dieses Verlustes sind typische Einengungen, Einseitigkeiten, Wiederholungen, Stagnationen etc. Auch dies erlebt der Analytiker durch seine Haltung der „teilnehmenden Beobachtung“ bei sich selbst; im Unterschied zum Analysanden ist er aber immer wieder in der Lage,

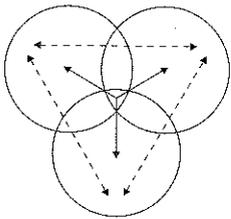
die Funktionen des „Inneren Analytikers“ lebendig werden zu lassen und sein Verstehen der Situation dem Analysanden mitzuteilen. Es wird nicht selten postuliert, dass sich der Analysand mit der selbstbeobachtenden und selbstanalysierenden Funktion des Analytikers identifiziert und auf diese Weise diese Funktionen bei sich selbst zu entwickeln und zu fördern vermag. Kurz: der Analysand identifiziert sich mit dem „Inneren Analytiker“ seines Analytikers, um so selbst seinen eigenen „Inneren Analytiker“ zu fördern.

In dieser Arbeit möchte ich die Funktion des „Inneren Analytikers“ beim Analytiker noch einer etwas genaueren Untersuchung unterziehen. Der spezielle analytische Rahmen und die Grundregel schaffen eine ganz eigenartige Beziehungsstruktur, in der die unbewusste Kommunikation zwischen beiden Partnern der analytischen Dyade teilweise beobachtbar und besprechbar wird. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit des Analytikers, die sich auf das gesamte analytische Feld richtet — also den Assoziationen und den non-verbalen Phänomenen auf Seiten des Analysanden, aber auch den eigenen Gedanken, Gefühlen und körperlichen Reaktionen — lässt ein Phänomen zutage treten, das wohl bei jedem Menschen auch im Alltag vorhanden ist, aber durch äußere Wahrnehmung und Denkaktivität oft verdeckt bleibt: dem unmittelbaren Strom des Erlebens ist ein Muster von bildhaften und vorstellungsmäßigen Assoziationen unterlegt, die oft nur vorbewusst oder kaum bewusst wahrgenommen werden. Diese könnte man als Abkömmlinge von unbewussten Traumgedanken auffassen, die ständig das Wachbewusstsein begleiten, aber meist unbemerkt bleiben. Man kann vermuten, dass sie der Rohstoff für bewusste Vorstellungen, Bilder, Gedanken und Emotionen sind, die dann oft gleichsam wie aus dem Nichts hervortreten. Diesen Vorgang der begleitenden Assoziationen kann der Analytiker nun auf Grund der gleichschwebenden Aufmerksamkeit verstärkt beobachten. Ist es ihm möglich, zwischen der Fremdbeobachtung und der Selbstbeobachtung hin- und herzuschwanken, so wird er eine zunehmende, oft erstaunliche Kongruenz zwischen den eigenen und den fremden Assoziationen bemerken; manchmal kann er dann sogar beobachten, dass seine eigenen Assoziationen denen des Analysanden zeitlich vorausgehen. Hier kommt offenbar zum Ausdruck, was Freud als das Kommunizieren von Unbewusst zu Unbewusst bezeichnet hat. Es ist aber auch schon erwähnt worden, dass dieser Prozess sehr wechselhaft und störanfällig ist; in der Regel treten Emotionen früher oder später auf, die zuerst als Störung oder Ablenkung erlebt werden: Langeweile, Müdigkeit, Desinteresse, Nicht-Zuhören, Abschweifungen, Ärger, sexuelle Erregung, kritische Bewertungen. Identifiziert sich der Analytiker zu stark und zu lange mit diesen Emotionen, wird er zu einer Blockierung des analytischen Prozesses erheblich beitragen. Die Funktionen des „Inneren Analytikers“ werden genau an dieser Stelle von überragender, zentraler Bedeutung sein: Alles im analytischen Feld wird dem Erleben und Erleiden zugänglich, offen gehalten. Mit anderen Worten: nichts wird letztlich als störend, unpassend, unwichtig abgespalten, sondern bewahrt, beobachtet und bedacht. Vor allem

befremdliche, unpassende und unverständliche Phänomene lösen dann einen Denkpuls oder später einen Kommunikationswunsch aus, der im günstigen Fall schließlich neue Verknüpfungen, Einsichten und Deutungen ermöglicht. Die Fähigkeit des Analytikers, die Wahrnehmung des Analysanden mit seiner Selbstwahrnehmung (den eigenen Assoziationen und den emotionalen Störungsmustern) zu verbinden und in eine Deutung zu integrieren, stellt nach meiner Auffassung die zentrale Aufgabe des Analytikers dar und gelingt nur durch eine Aktivierung der Funktionen, die ich hier als „Inneren Analytiker“ beschreibe. Neben den schon ausführlich geschilderten introspektiven Funktionen als ersten Pol kommt hier in der analytischen Situation als zweiter, kognitiver Pol die Extrospektion hinzu (also die Wahrnehmung und Beobachtung dessen, was der Analysand sagt und tut), die auch die allgemeinen und speziellen klinische Modelle („Theorie“) des Analytikers umfasst. Seine Wahrnehmung wird ja gerade auch durch diese Modelle gefiltert und gestaltet: dazu zählen z.B. die Grundannahmen des unbewussten, verinnerlichten Konfliktes, aber auch die aktuellen Vorstellungen über die Struktur und die Störung des Analysanden. Sind beide Pole aktiviert, ergibt sich früher oder später die Möglichkeit zur Intervention, in der der Analytiker sein Verstehen, das auf seinen introspektiven und extrospektiven Erfahrungen beruht, mitteilt. In Abb. 2 ist das leicht modifizierte Modell des „Inneren Analytikers“ für den Analytiker zusammengefasst.

empathisch-
introspektiver Pol

extrospektiv-
kognitiver Pol



kommunikativer Pol

Abb. 2: Der "innere Analytiker" des Analytikers

le, die ich hier jetzt nicht ausdrücklich erwähne und sagt schließlich, dass es ihr schwer falle, über sich als Tochter ihres Vaters zu sprechen, es wäre viel leichter für sie über die Beziehung zur Mutter mit mir zu sprechen. Etwa an dieser Stelle schweiften meine Gedanken ab und ich erinnere mich an einen Traum, den ich in der letzten Nacht hatte: in diesem Traum war ich in eine alte Wohnung gegangen und schließlich in einen großen Raum gelangt, in dem ein Konzertflügel stand. Ich hatte mich in dem Traum an den Flügel gesetzt und zu spielen begonnen. Mir fielen die vielen Assoziationen ein, die ich bei dem Nachdenken über den Traum am

nächsten Morgen hatte: vor allem verstand ich das Bild als den Wunsch nach einem größeren Spielraum, der sich auf einige konkrete Erlebnisse in meinem persönlichen und beruflichen Leben bezog: dieser Wunsch wurde mir auch als konflikthaft bewusst, weil er mich an Situationen erinnerte, in denen ich es nicht gewagt hatte, mir einen größeren Spielraum zu gestatten, bzw. in denen ich mir den Spielraum genommen hatte und dies als peinlich in Erinnerung behalten habe (etwa ganz konkret mich in einer großen Gesellschaft an einen Flügel gesetzt und gespielt zu haben). Während ich den Gedanken an den Spielraum nachhänge und dies auch auf die Situation mit meiner Patientin übertrage — das Thema des analytischen Raums hatte uns schon einige Male beschäftigt —, höre ich, wie mein Kollege, mit dem ich die Praxis teile, die Eingangstür aufschließt. In dem Moment schießt mir durch den Kopf, dass wir vielleicht nach der Stunde einen kleinen Spaziergang machen könnten, da das Wetter schön ist und ich eine Freistunde habe. In dem Gedanken an unser mögliches Gespräch denke ich mit einem peinlichen Gefühl, dass ich öfters zu viel von mir selbst spreche und ihm zu wenig Gelegenheit einräume, auch über sich zu sprechen. Heute morgen hatten wir uns kurz getroffen, waren aber unterbrochen worden, gerade als ich sagen wollte: ich frage mich manchmal, bin ich wirklich so narzisstisch oder habe ich nicht auch ein Recht, an meine eigenen Interessen zu denken.

Die Analysandin spricht nun gerade über ihren Bruder, mit dem sie sich verkracht habe. Plötzlich unterbricht sie und schweigt für einige Minuten. Ich frage sie schließlich und sie sagt, sie habe das Gefühl, ich sei ziemlich gelangweilt. Dabei dreht sie den Kopf von mir weg und ich spüre, dass sie betroffen, ja schockiert ist. Ich fühle mich jetzt wieder präsenter und überrascht über die unbewusste Kommunikation, die in dem Agieren und Mitagieren in der aktuellen Situation zum Ausdruck kommt: sie wollte ja nicht über die Beziehung als Tochter zu ihrem Vater sprechen, schien sie aber nun doch gemeinsam mit mir inszeniert zu haben. Ich erinnerte mich an eine Schilderung der Patientin aus ihrer Kindheit, als der Vater zu ihr sagte: Ich könnte Dich viel lieber haben, wenn Du Dich nicht immer so anstrengen würdest. Nach einer längeren Pause sagt die Patientin: Mir ist, als verstünde ich jetzt besser, was passiert ist. Ich dachte nämlich, Sie interessieren sich nur für das, was mit Ihnen zu tun hat und da fiel mir nun doch wieder mein Vater ein. Ich habe Ihnen doch seinen Ausspruch aus meiner Kindheit schon einmal erzählt und ich dachte eben bei mir: im Grunde ging es ihm immer nur um sich selbst, um seine narzisstischen Interessen.

Es ist hier nicht meine Absicht, dieses klinische Beispiel detailliert zu diskutieren. Es zeigt vor allem die beschriebene Resonanz zwischen den Einfällen der Analysandin und denen des Analytikers als Ausdruck einer unbewussten Kommunikation; die scheinbare Störung der gleichschwebenden Aufmerksamkeit, die sich in den Gefühlen leichter Langeweile, der Ablenkung und der Hinwendung zu den eigenen Gedanken zeigt, erweist sich im Nachhinein gerade als unbewusstes

Verstehen dessen, worum es der Analysandin ging. Durch die Beobachtung des introspektiven Pols „versteht“ der Analytiker auf Grund seiner eigenen, inneren Bilder (durch den Traum und den Tagtraum), mit welcher Thematik die Patientin innerlich beschäftigt ist: sie fürchtet vor allem, vom Analytiker/Vater mit ihren Liebesgefühlen zurückgewiesen zu werden (was sie zu Beginn der Stunde nicht verbalisieren kann), was sich jedoch durch die aktivierte unbewusste, verinnerlichte Beziehungsstruktur der Patientin und der unbewussten Resonanz des Analytikers inszeniert: der Analytiker verhält sich zunehmend „narzisstisch“, bis deutlich wird, dass er hier offenbar das unbewusste Rollenangebot (Sandler 1976) der Patientin angenommen hat.

Die Funktion des „Inneren Analytikers“ auf Seiten des Analytikers lässt sich nun noch einmal etwas konkreter fassen: wie schon erwähnt, ist auch hier das Zulassen des Erlebens und Erleidens ohne voreilige Bewertung entscheidend: der Analytiker gibt sich seiner Ablenkung und den eigenen Assoziationen hin, auch wenn er gleichzeitig den Versuch macht, der Erzählung seiner Analysandin zu folgen, ihr zuzuhören und ihr Verhalten in der analytischen Situation zu beobachten. In seiner Beobachtung schwankt er zwischen der Beobachtung dessen, was die Analysandin sagt und seiner eigenen Selbstbeobachtung. Dies sind die Pole der Intro- und Extrospektion. Dadurch wird es dem Analytiker möglich, die Verbindung zwischen dem, was die Patientin sagt und inszeniert und seinen eigenen Gedanken und seinem Verhalten zu sehen, nämlich tatsächlich für einen Moment die Rolle des narzisstischen Vaters übernommen zu haben. Die Analysandin spricht dann selbst diesen Zusammenhang aus, so dass für einen Moment die Erfahrung in der analytischen Situation verstanden und kommuniziert wird; letztes berührt den kommunikativen Pol des „Inneren Analytikers“.

Die erste Dimension der Introspektion beruht auf der Selbstwahrnehmung der inneren Prozesse des Analytikers; diese enthält auch einen empathischen Anteil, weil sich der Analytiker beim Zuhören in die Rolle seines Analysanden versetzt bzw. die ihm zugewiesene Rolle des Vaters unbewusst übernimmt und durch diese empathische Identifizierung nun entsprechende Bilder, Vorstellungen, Fantasien, Erinnerungen, Emotionen zu erleben beginnt, die überwiegend aus seiner eigenen, inneren Welt kommen. Wesentlich ist, dass die Beobachtungsfunktion erhalten bleibt und damit eine gewisse Distanzierung bzw. Des-Identifizierung, die etwa in der Frage bestehen könnte: Warum fällt mir denn gerade jetzt der Traum mit dem Flügel ein? Die zweite Dimension, der extrospektive Pol, besteht aus den Wahrnehmungen und Beobachtungen dessen, was die Analysandin sagt und tut. Diese Beobachtung ist von Modellen und Theorien des Analytikers geleitet, ist also niemals so unmittelbar und spontan wie der geschilderte introspektive Bereich. Beobachtungsnaher Begriffe und Konzepte wie Widerstand und Übertragung (was ist die gegenwärtige Übertragungsfigur?) strukturieren ebenso die Wahrnehmung und Beobachtung wie die Arbeitsmodelle über den Analysanden, die der Analytiker mittlerweile

gebildet hat (etwa: bei dieser Patientin habe ich grundsätzlich Schwierigkeiten, den analytischen Raum aufrechtzuerhalten). Der dritte Bereich ist hier schließlich die Deutung oder Intervention, die den Versuch darstellt, das auf Grund der intro- und extrospektiven Erfahrungen gewonnene Verständnis zu kommunizieren.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen, die komplexe, vor allem auch unbewusste Interaktion zwischen Analytiker und Analysand auf dem Hintergrund der hier entwickelten Vorstellungen eines „Inneren Analytikers“ beim Analysanden und beim Analytiker in allen Einzelheiten zu untersuchen. In einer anderen Arbeit habe ich zu beschreiben versucht, dass mein persönliches, zentrales Anliegen — gleichsam die Priorität meiner Arbeit mit jedem Patienten —, der „lebendige, analytische Kontakt“ in jedem Moment der analytischen Situation ist: mit Hilfe des hier beschriebenen Modells des „Inneren Analytikers“ könnte man sagen, dass dieser „lebendige, analytische Kontakt“ dann gegeben ist, wenn die Funktionen des „Inneren Analytikers“ beim Analysanden und beim Analytiker potenziell vorhanden oder aktiviert sind (Zwiebel, 1999). So gestattet ein solches Modell eine wichtige Orientierungshilfe in der konkreten analytischen Arbeit mit jedem Analysanden: die Beobachtung des Analysanden (sind seine introspektiven Funktionen aktiv, assoziiert der Patient wirklich, denkt er über seine Assoziationen nach und kommuniziert der Patient seine Erfahrungen mit mir?) und die entsprechende Selbstbeobachtung (kann ich mich meinen Fantasien und Träumen und Einfällen gegenüber öffnen, habe ich genug Raum, das Gehörte und Erlebte zu überdenken und kann ich meine Gedanken und Einsichten auch mitteilen?) gibt einen Aufschluss über die unmittelbare Aktivität des „Inneren Analytikers“ beim Analysanden und bei sich selbst. Der dann entstehende „lebendige, analytische Kontakt“ ist durch die schon beschriebenen Phänomene der Balance, der Offenheit, der Lebendigkeit, des Raumes, des Spielraumes gekennzeichnet. In Abb. 3 habe ich den „lebendigen, analytischen Kontakt“ schematisch skizziert.

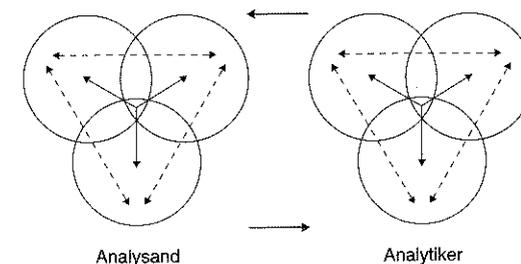


Abb. 3: Der "lebendige, analytische Kontakt"

Der innere Analytiker an der Hochschule

In der Vermittlung und Lehre von Psychoanalyse an der Hochschule ist mir in vielen Jahren immer wieder aufgefallen, wie schwierig es ist, die zentralen Inhalte und Modelle der Psychoanalyse verständlich und anwendungsbezogen zu lehren. Eine rein intellektuelle Wissensvermittlung stößt sehr schnell auf Grenzen des Verstehens und führt nicht selten zu erheblichen Missverständnissen. Unter Zuhilfenahme des Konzeptes des „Inneren Analytikers“ kann man generell sagen, dass in der Hochschule in vielen Bereichen in der Regel der kognitive Pol unter Vernachlässigung des introspektiven und kommunikativen Pols zu stark betont wird.

Für die Arbeit mit den Studierenden an der Hochschule hat sich nun die hier vorgestellte Annahme von der potenziellen Aktivität eines „Inneren Analytikers“ bei jedem Menschen als sehr hilfreich erwiesen: ich gehe also davon aus, dass die Studierenden über diese innere Möglichkeit grundsätzlich verfügen, sie allerdings in vielen Fällen durch persönliche Faktoren, aber auch durch eine entsprechende Schul- und Hochschulsozialisation nicht ausreichend entwickelt ist. Um ein vertieftes Verständnis von Psychoanalyse zu entwickeln, um „Psychoanalytisches Denken“ (Müller-Pozzi 1991) zu fördern, ist es also erforderlich, einen modifizierten Unterricht zu entwickeln, der den üblichen Seminarstil, der überwiegend den kognitiven Pol betont, erweitert.

Am Beispiel des Seminars „Psychoanalytisches Denken“ möchte ich kurz die Konzeption des Seminars vorstellen und mit einem abschließenden Wort über unser Forschungsprojekt „Didaktik der Psychoanalyse“ enden, in dem eine erste Evaluierung der These versucht wird, dass man nämlich den „Inneren Analytiker“ durch einen veränderten Seminarstil bei den Studierenden wirklich zu fördern vermag. Diese Evaluierung erweist sich allerdings als schwierig, weil es notwendig ist, Indikatoren für den „Inneren Analytiker“ zu finden, mit deren Hilfe eine qualitativ-quantitative Aussage möglich wird. Das Seminar „Psychoanalytisches Denken“ geht über 2 Semester und besteht erst einmal in der Lektüre eines Standardwerkes der Psychoanalyse. Die Studierenden lesen etwa 10 – 20 Seiten pro Woche und müssen über ihre Lektüre-Erfahrungen einen wöchentlichen Bericht von einer Seite schreiben. Dabei ist die Aufgabe für diesen Kommentar absichtlich unscharf formuliert: Bitte kommentieren Sie Ihre Erkenntnisse, Eindrücke und Erfahrungen bei der Lektüre der Seiten ... Diese Kommentare werden wöchentlich erstellt, von mir gelesen und den Studierenden mit einem kurzen Kommentar zurückgegeben. Die Anregung zu diesem Vorgehen verdanke ich einer Arbeit von R. Eifermann (1993). In den Seminarsitzungen gehe ich dann zu Beginn auf die Kommentare insgesamt ein, die gemeinsame Diskussion wird dann aber auch ergänzt durch Fallbeispiele, Filme und auch einige Übungen; letztes findet in der Regel in Kleingruppen statt, deren Ergebnisse dann abschließend im Plenum diskutiert werden. Die Logik dieses Vorgehens kann man folgendermaßen verstehen: die Lektüre der

Texte fokussiert natürlich auf den kognitiven Pol des „Inneren Analytikers“. Die Studierenden werden aber durch den Kommentar dazu ermutigt, auf ihre introspektiven Erfahrungen mehr zu achten. Die Notwendigkeit, einen schriftlichen Kommentar zu erstellen, ermutigt gleichzeitig die Aktivierung des kommunikativen Pols. Schließlich wird im Seminar der Versuch gemacht, das kognitiv-begriffliche Wissen in einer schützenden Seminarstruktur kommunikativ umzusetzen, etwa an einem klinischen Beispiel die gelernten Begriffe aufzufinden, miteinander zu diskutieren und das bisherige Verständnis zu überprüfen. Anhand der folgenden schematischen Skizze könnte man die Veränderung der Seminararbeit folgendermaßen darstellen:

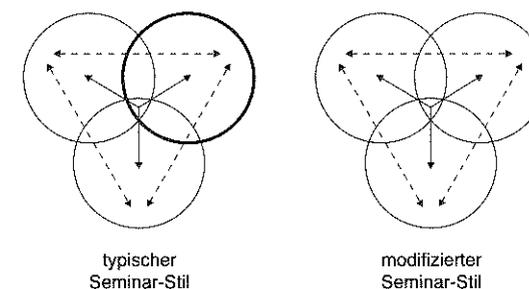


Abb. 4: Der "Innere Analytiker" an der Hochschule

Die ersten Erfahrungen mit dieser Arbeit sind durchaus ermutigend. Zur Zeit arbeiten meine Mitarbeiter W. Gruner, I. Malthaner und ich an dem Versuch einer empirisch orientierten Evaluierung dieser Form von Seminararbeit. Dabei geht es vor allem darum, Indikatoren für die Struktur des „Inneren Analytikers“ zu entwickeln und diese an dem vorliegenden Material (die Kommentare der Studierenden, die Seminarprotokolle der einzelnen Diskussionen) zu erproben, um schließlich die zentrale Hypothese verifizieren oder falsifizieren zu können: im Laufe eines zweisemestrigen Seminars in „Psychoanalytischem Denken“ ist es durch eine veränderte Seminar-Struktur möglich, die Funktionen des „Inneren Analytikers“ bei den Studierenden zu fördern. Wir sind im Moment noch nicht so weit in der Untersuchung, dass sich schon Ergebnisse formulieren ließen. Eindrucksvoll ist jedoch ein erster Befund: die Studierenden, die sich für diese neue Form von Seminararbeit interessieren und längerfristig auch einlassen, sind in der Regel hochmotiviert, haben bereits Vorerfahrungen mit der Psychoanalyse und zeigen in ihrer Arbeit bereits eindeutige Hinweise für die Aktivität des „Inneren Analytikers“ – wie sich dies in den Kommentaren, aber auch in den Falldiskussionen schon zu Beginn des Seminars zeigt. Dies bestätigt noch einmal die Grundannahme der Ubiquität des „Inneren Analytikers“.

Literatur

- Bartels, M. (1979): Ist der Traum eine Wunscherfüllung? In: *Psyche* 33, S. 97ff.
- De Masi (2000): The unconscious and psychosis. In: *Int. J. Psycho-Anal.* 81, S. 1ff.
- Eifermann, R. (1993): Teaching and Learning in an analytic mode. In: *Int. J. Pscho-Anal.* 74, S. 1005ff.
- Erikson, E.H. (1955): Das Traummuster der Psychoanalyse. In: *Psyche* 15, S. 561ff.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. GW II/III, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1940): Abriß der Psychoanalyse. GW XVII, Frankfurt am Main.
- Mathis, I (2000): Sketch for a Metapsychology of Affect. In: *Int. J. Psychoanal.* 81, S. 215ff.
- Mertens, W. (2000): Zeitschriften-Schau. In: *Psyche* 54, S. 1278ff.
- Müller-Pozzi, H. (1991): Psychoanalytisches Denken, Bern, Stuttgart, Toronto.
- Rorty, R (2000): Pragmatism. In: *Int. J. Psychoanal.* 81, S. 819ff.
- Safranski, R. (2000): Nietzsche. München, Wien.
- Sandler, J. (1976): Gegenübertragung und Bereitschaft zur Rollenübernahme. In: *Psyche* 30, S. 297ff.
- Schur, M (1966): Leben und Sterben von S. Freud.
- Singer, W. (2000): Ignorabimus? Ignoramus. In: *FAZ*, 23.9.00, S. 12 – 19.
- Varvin, S. (2000): Die gegenwärtige Vergangenheit. Extreme Traumatisierung und Psychotherapie. In: *Psyche* 54, S. 895ff.
- Zwiebel, R (1999): Höhenschwindel — vom Standort des Psychoanalytikers. Antrittsvorlesung an der GHK 1999.

Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Ralf Zwiebel, Friedrich Naumannstr. 18, 34131 Kassel.

Annegret Wittenberger

Der „kleine Hans“ und der „arme Ben“ Einige Überlegungen zur Bedeutung des dreidimensionalen Raumes

Zusammenfassung: Ausgehend von der Symbolbildung in der kindlichen Entwicklung werden anhand der Psychodynamik zweier Kinder aus der Literatur Unterschiede in der intrapsychischen Triangulierung dargestellt und schließlich die Bedeutung des dreidimensionalen Raumes in Analyse, Supervision und Alltagsbeziehungen angedeutet.

Wie Paul, wenn er da war, hatte Ben sich mittlerweile angewöhnt, sofort den Fernsehapparat anzuschalten, wenn er von der Schule nach Hause kam. Manchmal harnte er da von vier Uhr nachmittags bis neun oder zehn Uhr abends aus. Es schien ihm ganz egal zu sein, was er sah, und er zeigte keine Vorlieben. Er begriff nicht, dass manche Programme für Kinder und manche für Erwachsene waren.

„Worum geht es in dem Film, Ben? Erzähl mir die Geschichte.“

„Geschichte?“ Er sprach das Wort mit unbeholfener Zunge nach und sah seiner Mutter ins Gesicht, um zu erraten, was sie von ihm wollte.

„Wovon handelte der Film, den du gerade gesehen hast?“

„Große Autos“, sagte er dann. „Ein Motorrad. Ein Mädchen hat geheult. Auto jagt den Mann.“

Einmal, um zu sehen, ob Ben nicht von Paul lernen könnte, fragte sie Paul. „Worum ging es in dem Film, den ihr eben gesehen habt?“

„Um einen Bankraub natürlich“, sagte Paul, voller Verachtung für den dummen Ben, der den beiden zuhörte, während seine Augen zwischen seiner Mutter und seinem Bruder hin- und herwanderten. „Ein paar Ganoven haben einen unterirdischen Gang gegraben. Sie waren schon beinahe im Tresorraum, aber dann hat ihnen die Polizei eine Falle gestellt. Ein paar sind ins Gefängnis gekommen, aber die meisten sind entwischt. Zwei von ihnen hat die Polizei erschossen.“

Ben hatte genau zugehört.

„Nun erzähl du mir, worum es in dem Film ging, Ben.“

„Ein Bankraub“, sagte Ben. Und dann wiederholte er, was Paul gesagt hatte, stockend, denn er suchte nach genau den Worten, die sein Bruder gebraucht hatte.

Ben ist das „fünfte Kind“ aus Doris Lessings gleichnamigem Roman, hineingeboren in eine harmonische Familiendylle, allein durch seine Existenz diese Familie zerstörend. Doris Lessing gelingt es meisterhaft, das Heranwachsen eines von tiefen Ängsten und heftigsten Aggressionen getriebenen Kindes zu schildern, in dessen Entwicklung ein wesentlicher Schritt nicht gelang: der Erwerb der Symbolisierungsfähigkeit.

Nur mit Hilfe dieser Fähigkeit kann der Mensch denken, Sinn und Bedeutung wahrnehmen, Beziehungen als bedeutungsvoll erleben. Eindrücklich lässt sich in dem Roman verfolgen, wie ein Mensch sich verhält, dem dies nicht gelingt. Während Bens Bruder Paul die Bedeutung des Fernsehfilms erfasst und sinn-gemäß mit eigenen Worten wiedergeben kann, kommt der Sinn der Handlung bei Ben nicht an. Er kann nur die einzelnen Bilder beschreiben, als gäbe es keinen Zusammenhang zwischen ihnen, oder die Worte des Bruders mechanisch nachplappern, ohne deren Inhalt zu verstehen. Was ist in Bens Entwicklung schief gelaufen?

Symbolisierung

Um die Mitte des zweiten Lebensjahres herum scheint es in der normalen Entwicklung so etwas wie einen Komplexitätssprung zu geben. Die Wahrnehmungs- und Erlebnismöglichkeiten erreichen eine neue Dimension. Man könnte sagen: die Psyche wird dreidimensional. Man kann sich diese neu erworbene Tiefendimension bildlich in etwa so vorstellen wie den Übergang von einem „Flächenland“ in ein „Raumland“. Edwin A. Abbott hat 1884 in seinem „mehrdimensionale(n) Roman, verfaßt von einem alten Quadrat“, eine anschauliche Darstellung von „Leben“ in verschiedenen Dimensionen gegeben. Sein Quadrat lebt — natürlich — in einer zweidimensionalen Welt. Es wird besucht von einer Kugel, die es nur als Kreis mit sich vom Punkt aus erweiterndem und wieder bis zum Punkt schrumpfendem Durchmesser wahrnehmen kann, je nachdem, wie sich dieser Körper durch seine Flächenwelt bewegt.

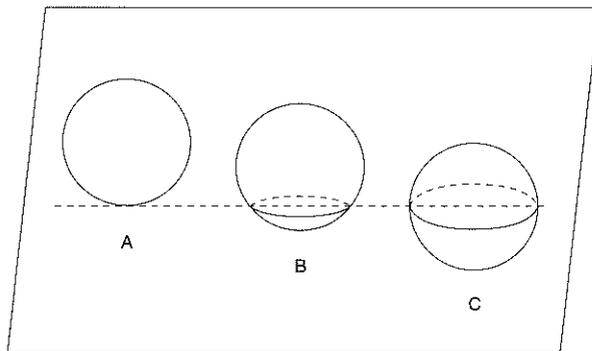


Abb.: Burger 1957, S. 27

Um die Kugel als das wahrzunehmen, was sie ist, müsste das Quadrat seine eigene zweidimensionale Welt verlassen. Oder, weniger abstrakt, wäre der Entwicklungssprung der Symbolisierung vergleichbar den vor ein paar Jahren in Mode gekommenen scheinbar dreidimensiona-

len Bildern: Die Wahrnehmung des innerhalb eines zweidimensionalen Musters enthaltenen, scheinbar tieferen, dreidimensionalen Bildes erschließt sich dem Betrachter erst, wenn es ihm gelingt, den Blick loszulassen, sozusagen träumerisch schweifen zu lassen. Loslassen und Träumen hängt eng mit der Symbolbildung zusammen. Ein Kleinkind spielt vergnügt mit seinem Ball. Der Ball rollt unter einen Schrank. In dem Moment, wo er aus dem Blickfeld des Kindes verschwunden ist, fängt es an zu weinen. Dieses Kind hat noch keine Vorstellung von Abwesenheit erworben. Der Ball ist „aus den Augen, aus dem Sinn“. Seine Psyche ist noch so beschaffen wie Melanie Klein die Psyche des Säuglings in der paranoid-schizoiden Position beschrieb: Ist er satt und zufrieden, spürt er ein gutes Objekt in seinem Inneren; ist er hungrig, spürt er nicht das Fehlen der Nahrung, sondern ein anwesendes böses Objekt: das nagende Hungergefühl in seinem Bauch. Ein Konzept von Abwesenheit ist die Voraussetzung sowohl für das Erreichen der depressiven Position als auch für die Symbolisierung. Freud hat in „Jenseits des Lustprinzips“ (1920) beschrieben, wie sein eineinhalbjähriger Enkel in einem Spiel mit einer Holzspule ein solches Konzept von Abwesenheit erwirbt: Der kleine Junge warf eine mit einem Bindfaden umwickelte Holzspule so geschickt in sein verhängtes Bettchen, dass sie darin verschwand, sagte dazu „o-o-o-o“, was „fort“ bedeutete, und zog sie dann am Faden wieder heraus, wobei er ihr Wiedererscheinen mit einem freudigen „da“ begrüßte. Mit diesem Spiel versuchte der Kleine symbolisch die Abwesenheit der Mutter zu bewältigen. Die Spule ist offensichtlich nicht aus seinem Sinn, sobald sie im verhängten Bettchen verschwunden ist, sonst würde er augenblicklich das Interesse an ihr verlieren und nicht mehr am Faden ziehen, sondern nach ihrem Verschwinden behält das Kind ein Vorstellungsbild von ihr, das das Ziehen am Faden zu einer sinnvollen Beschäftigung macht. Ein ähnliches Vorstellungsbild findet sich im Comic, wenn Lupos Knochen in einer Denkblase erscheint, bevor er anfängt, nach ihm zu buddeln. Das Kind (und demnach auch Lupo) hat die Fähigkeit der symbolischen Repräsentation erworben, die sich in der Objektpermanenz (Piaget 1937) zeigt. Es weiß jetzt: Auch wenn ich die Mutter nicht sehe, so ist sie doch vorhanden. Damit hat es die Hoffnung, dass sie wiederkommt, was zu einer beträchtlichen Verminderung von Angst führt. Eng mit dem Konzept von Abwesenheit verknüpft ist die Verneinung — nach Spitz der dritte Organisator in der kindlichen Entwicklung und das erste Symbol für die Versagenshandlung der Mutter. Stork (1986) bezeichnet den Vater als den Verneiner zur Verklebung von Mutter und Kind, als Störenfried und Befreier. Damit sind wir bei der intrapsychischen Triangulierung — sozusagen der innerseelischen Raumgewinnung — angelangt, wie sie von Abelin (1986) beschrieben wurde in seinem berühmten Satz über das Auftauchen des Dritten in der Wahrnehmung des Kindes: „There must be an I like him who wants her“. Indem das Kind wahrnimmt, dass Vater und Mutter eine gute, nämlich Liebe und Hass integrierende, Beziehung zueinander haben, aus der es selbst zeitweilig ausgeschlossen ist, erwirbt es die Vorstellung von einem eigenen Selbst — ein wesentlicher Schritt zur Identitätsentwick-

lung. Es stellt sich aktiv vor, selbst an der Stelle von Vater (oder Mutter) zu sein, und identifiziert sich mit seinem (ihrem) Begehren der Partnerin (des Partners). Damit hat es die „Als-Ob-Funktion“ erworben, und der dreidimensionale, „potenzielle Raum“ (Winnicott 1971) ist eröffnet, der Distanz und Verbindung ermöglicht, in dem mit Objekten gespielt werden, Kreativität sich entfalten kann und Ängste bewältigt werden können. Wir kennen alle den Konjunktiv des Kinderspiels: „Du hättest jetzt wohl ...“, „Ich wär jetzt wohl ...“, „Und jetzt würden wir ...“ In diesem Spielraum findet Entwicklung, Wachstum und Leben statt. Wo er sich nicht eröffnet oder zusammenbricht, herrscht Stillstand, Erstarrung und letztlich Tod.

Ich möchte jetzt den „armen Ben“ von Doris Lessing dem „kleinen Hans“ von Sigmund Freud gegenüberstellen. Beide Kinder leiden an einer Störung ihrer psychischen Entwicklung. Man könnte sicherlich darüber streiten, ob es Sinn macht, eine Kunstfigur mit einem realen Kind zu vergleichen. Ich möchte es versuchen, weil mir der „arme Ben“ in sich so stimmig erscheint und mich in seinem Verhalten, wenngleich überzeichnet, doch an Kinder erinnert, die ich selbst in meiner Arbeit kennengelernt habe. Überdies fühle ich mich durch Freuds wiederholte Aussage, die Dichter hätten uns die tiefsten Einblicke in das Unbewusste eröffnet, dazu ermutigt.

Der arme Ben

In ihrem 1988 erschienenen Roman „Das fünfte Kind“ schildert Doris Lessing, wie über eine scheinbar glückliche Familie mit der Zeugung des 5. Kindes das Unglück hereinbricht, die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander zerstört werden bis zur Auflösung der Familie. Fast fühlt man sich beim Lesen an das Wirken des Todestriebes erinnert: Ein lebendiger Organismus wird unaufhaltsam aufgelöst, bis er sich in einem toten, anorganischen Zustand befindet.

Die Geschichte beginnt mit einer Betriebsfeier, auf der sich zwei unauffällige, etwas altmodische, menschenscheue, anspruchsvolle und leicht störrische junge Leute, Harriet und David, kennenlernen. Sie entdecken sofort ihre Wesensverwandtschaft und beginnen unverzüglich, ihre gemeinsamen Lebensziele zu verwirklichen: sie kaufen ein großes Haus, denn sie haben „die Absicht, viele Kinder zu bekommen ... sechs Kinder mindestens“ (Lessing 1997, S. 14f.). Die Babys kommen dann schnell hintereinander, das Haus füllt sich mit Leben, und die Eltern genießen ihr Glück. Bis Harriet zum fünften Mal schwanger wird. Diesmal ist alles anders: Sie leidet unendlich, fühlt sich gehetzt, getrieben und gemartert von dem „Gerumpel und Gestrampel“ (S. 66) in ihrem Leib, das sie als „abartiges Verhalten“ (S. 84) empfindet, und sie erscheint David „wie besessen“ von ihrem „Kampf auf Tod und Leben“ (S. 71) „mit dem Ungeborenen, von dem er ausgeschlossen war“ (S. 66).

In diesem Nebensatz sehe ich einen Hinweis darauf, dass die Paarbeziehung der Eltern mit der Existenz dieses Kindes verloren gegangen ist — wenn sie nicht

schon vorher eine illusorische Beziehung war. Der Kampf auf Leben und Tod weist auf eine zweidimensionale Beziehung hin ohne den rettenden, Distanz und Nähe ermöglichenden Dritten. Eine gute Paarbeziehung heißt: eine integrierte Beziehung, in der Mann und Frau als jeweils eigenständige Persönlichkeit miteinander in Beziehung stehen, in der es Nähe und Auseinander-Setzung gibt, Bindung und Trennung, Liebe und Hass. Indem David und Harriet das Ideal einer nur harmonischen Beziehung anstreben, gelingt ihnen die Integration des Trennenden nicht, und es gelingt ihnen vor allem nicht die Integration der Aggression. Vor der fünften Schwangerschaft scheinen sie eine „Familie als Festung“ (Richter 1963) errichtet zu haben: „Außerhalb ihres begünstigten Kreises, ihrer eigenen kleinen Familie, tobten die Stürme der Welt“ (Lessing 1997, S. 37). Alles Böse und Dunkle ist abgespalten, nach außen, jenseits der Mauern der Familienfestung projiziert.

Vermutlich haben die jungen Eltern Angst vor ihren eigenen vitalen Lebensimpulsen. Ihre Charakterisierung als „störrisch“ weist auf eine Fixierung auf der analen Stufe der Entwicklung hin. Ihre Sexualität wirkt nicht so, als könnten sie Erotik und reife Genitalität in ihrer ganzen kreativen Fülle leben und lustvoll genießen. Als sie sich das erste Mal lieben, tun sie es mit Zielstrebigkeit, Ernst und Hingabe: Es klingt nach Erledigung einer Fleißaufgabe. Wer so ordentlich und überlegt zur Sache geht, meidet die eigenen Abgründe. Aggressivität hat hier keinen Platz. Aber warum ist die Projektion des Bösen in die Außenwelt mit Beginn der fünften Schwangerschaft nicht mehr aufrechtzuerhalten? Liegt es an der „großen Bestürzung“, mit der sie sie zur Kenntnis nehmen, da sie sich doch vorgenommen hatten, „eine Weile keine Kinder mehr zu bekommen“, und sich entsprechend vorsichtig verhalten hatten (S. 53)? Führte dieser Kontrollverlust zu einer Steigerung der Aggression aufeinander mit der Gefahr, dass in ihrer bisher so idealen Beziehung die Aggressivität manifest geworden wäre? Offenbar fühlten sich beide von der erneuten Schwangerschaft überfordert. Was also liegt näher, als die Quelle allen Unheils im werdenden Kind zu sehen? Harriet fühlt sich „gehetzt, erledigt, reizbar“, verliert oft die Fassung, bricht in Tränen aus und stammelt, „dieser neue Fötus vergifte sie innerlich“ (S. 54). So ist das neue Kind zum Aggressor geworden, und die Eltern können ihre Illusion einer idealen Partnerschaft aufrechterhalten — vorerst noch.

Der Fötus, dem der Arzt bescheinigt, es fehle ihm nicht an Lebenskraft, wird also von der Mutter als bedrohlich wahrgenommen: Offenbar missdeutet sie seine Vitalität als sie innerlich zerstörende Aggression. Was sie nicht wahrnimmt, ist, dass der Fötus damit zum Träger ihrer eigenen, auf ihn projizierten abgespaltenen Aggression wurde. Somit ist es nur folgerichtig, dass er ihr, unmittelbar nach der — natürlich schweren — Geburt, fremd vorkommt: „Er sah überhaupt nicht wie ein Baby aus. Der Kopf saß zu tief zwischen den massigen Schultern, so dass er sogar im Liegen geduckt aussah. Die niedrige Stirn trat von den Brauen bis zur Scheitelhöhe deutlich zurück. Das dicke, semmelblonde Stoppelhaar wuchs ihm ungewöhnlich spitz bis in die Stirn, und auch an den Seiten und am Hinterkopf

reichte es tief hinunter. Seine Hände waren plump und kurzfingerig, mit ausgeprägten Muskelballen an den Innenflächen. Seine Augen waren gleich offen, und er sah seiner Mutter gerade ins Gesicht. Es waren zielgerichtete grünlichgelbe Augen, wie zwei Kugeln aus Seifenstein. Harriet hatte darauf gewartet, einen ersten sprechenden Blick mit dem Geschöpf zu tauschen, das ihr, dessen war sie sicher, mit Absicht weh getan hatte, aber sie fand kein Zeichen des Erkennens.“ (S. 82)

Sie betrachtet den Säugling mit Befremden, Angst, Abscheu und Mitleid — ganz anders als Paul, ihr viertes Kind: „Sie liebte seinen bloßen Anblick, das drollige, weiche Gesichtchen mit den sanften blauen Augen, glockenblumenblau, dachte sie, und seine weichen Gliedmaßen. Am liebsten hätte sie seine Beinchen gestreichelt und dann seine Füßchen in ihren Händen geborgen. Ein echtes Baby, ein echtes kleines Kind ...“, so denkt sie, als sie, erschöpft von der schweren Geburt des fünften und sich innerlich wund und zerrissen fühlend, von ihrer Familie besucht wird und David mit dem kleinen Paul auf dem Arm am Fußende ihres Bettes steht. Der kleine Paul kann den „Glanz im Auge der Mutter“ hervorrufen, sich narzisstisch spiegeln in ihrem liebevollen Blick. Das neue Baby dagegen erscheint ihr „wie ein Troll oder ein Kobold oder so was“ (S. 82), „als sei er aus fremdem Stoff gemacht“ (S. 84). Und so bleibt er auch. Ein fremdes Wesen, wild, unberechenbar und monströs. Sie nennt ihn Ben.

Mit ihm breiten sich Hass und Destruktivität in der Familie aus. David ist der erste, der es nicht mehr aushält: Er lässt Ben wegbringen in eine Anstalt — ein Versuch, das Böse aus der Familie endgültig auszustoßen. Doch Harriet, die einzige, die diesem Wesen gegenüber Mitleid empfindet, holt ihn wieder zurück. Ben ist schwerst traumatisiert, dem Tode nah. Sie erweist sich damit als die Stärkste in der Familie: Das Zurückholen des Monster-Kindes ist zumindest der Versuch, die abgespaltene Aggression zu reintegrieren. Es zeigt sich auch in ihrem Verhalten: Damit Ben überhaupt überleben kann, muss sie ihm Struktur geben, um seine Überflutung mit Angst und archaischer Aggression einzugrenzen. Dies geht nicht ohne Härte, Geduld und Konsequenz, und dazu ist ein gehöriges Quantum Aggression vonnöten, das Harriet — kaum wiederzuerkennen — nun plötzlich aufbringen kann. Doch ist die Paarbeziehung nicht stark genug, um diese Reintegrationsarbeit zu tragen und weiterzuentwickeln, und so scheitert die Ehe von Harriet und David am Ende.

Ich wende mich nun wieder Ben zu. Es ist faszinierend, wie Doris Lessing ein Heranwachsen schildert, das eigentlich nichts mit Lernen, Wachsen, Reifen und Entwicklung zu tun hat. Lernen und Entwickeln braucht einen Raum, um spielerisch-experimentierend Aspekte bedeutungsvoller Anderer zu introjizieren, eigene Aspekte zu projizieren, sie in durch den Anderen modifizierter Form zu reintrojizieren, etc.¹ Das alles geht der Identifikation, der selektiven Aneignung anderer

¹ Bohleber (1999) hat die von Christopher Bollas entwickelten Gedanken zur Projektiven Identifikation als Lernprozess beschrieben.

Persönlichkeitsaspekte und deren Integration ins Selbst, voraus, die wiederum unabdingbar für die Identitätsentwicklung ist. Ben jedoch fehlt dieser Spiel- und Experimentier-Raum. Er „lernt“ anders: „Unablässig beobachtete er seine Geschwister ... Er studierte, wie sie sich setzten, wieder aufstanden, er machte ihnen nach, wie sie aßen ... Wenn die Kinder vor dem Fernseher saßen, hockte er sich in ihre Nähe und blickte zwischen dem Bildschirm und ihren Gesichtern hin und her, um zu erfahren, welche Reaktion jeweils angemessen war. Wenn sie lachten, steuerte er auch, mit einem Moment Verspätung, sein lautes, hartes, unnatürlich klingendes Gelächter bei. Von Natur aus schien er nur über sein zähnefleischendes Grinsen zu verfügen, wenn er sich amüsierte, und das wirkte eher feindlich. Wurden die anderen bei aufregenden Szenen vor Aufmerksamkeit still und steif, so spannte auch Ben seine Muskeln an und schien von der Mattscheibe völlig gefesselt. In Wirklichkeit aber hingen seine Augen nur an seinen Geschwistern.“ (S.114 f.)

Hier beschreibt Doris Lessing sehr anschaulich, wie echtes Lernen in der zweidimensionalen Persönlichkeit bei nicht geglückter Triangulierung nicht möglich ist:² Ben kann nur nachahmen, introjizieren, ohne einen Sinn darin zu finden. Er ist und bleibt ein Gnom, der sich, im Unterschied zum „hässlichen Entlein“, nicht entwickeln kann. In der Vorstellung des Lesers „wächst“ er nicht. Das von der Autorin vermittelte Bild lässt ihn auch als Jugendlichen noch so erscheinen wie als Kleinkind. Trolle, Gnome, Zwerge wachsen nicht. Ben hat die Fähigkeit zur Symbolisierung nicht erworben, er verfügt nicht über die Funktion des Als-Ob: Bei Drohung mit der Anstalt gerät er in Panik und zittert vor Entsetzen am ganzen Körper. Er kann sich nicht innerlich von der Vorstellung distanzieren und etwa denken: „Es war furchtbar dort, aber jetzt bin ich hier — dank Mutter.“ Er kann weder Dankbarkeit noch Schuldgefühl, weder Empathie noch Mitleid empfinden:³ kalt tötet er den Familienhund, kalt verletzt er Geschwister und Mitschüler. „Er scheint es nicht im mindesten zu bereuen“, sagt seine Lehrerin. Selbst das „arm“, das er irgendwann seinem Namen zufügt, hat er vermutlich mechanisch nachgeplappert, ohne seinen Sinn zu verstehen: es enthält kein Selbst-Mitleid im Sinne von Empathie für das eigene Leid. Leid spürt er nicht, nur Angst vor Rache. „Wirst du Ben verhauen?“, fragt er, als man ihm Vorhaltungen wegen seines aggressiven Verhaltens macht. Wiedergutmachung ist ihm fremd. Seine Ängste wehrt er ab auf manische Weise: Er flüchtet sich in seine Motorradgang, als deren Maskottchen er, vor dem Fahrer über dem Lenker hockend, in der rasenden Fahrt eine Art ekstatischen Triumphgefühls zu erleben scheint.

Interessant ist der missglückte Therapieversuch, dem Ben unterzogen wird. Natürlich wird ein solch auffälliges Kind auch irgendwann mal diagnostiziert, allerdings — wie leider so häufig im „richtigen“ Leben auch — ohne sorgfältige diagno-

² Nach Winnicott wäre dies die Entwicklung eines „Falschen Selbst“.

³ Eine ausgezeichnete Illustration der paranoid-schizoiden Position Melanie Kleins bei nicht erreichter depressiver Position.

stische Abklärung. „Hyperaktiv“ lautet die Diagnose des Hausarztes. Womit er vielleicht gar nicht so sehr daneben liegt, denn „wer sich in den Augen des Objekts tot fühlt, besetzt nicht, sondern gerät in einen Zustand der Erregung.“ (Kurts 1993, S. 271) Nachdem Ben einer Mitschülerin den Arm gebrochen hat, wird er einer Psychotherapeutin vorgestellt. Diese verhält sich wenig professionell: Sie schleudert der Mutter ohne jegliches Einfühlungsvermögen ihre, zweifellos richtige, Wahrnehmung ins Gesicht: „Das Problem liegt nicht bei Ben, sondern bei Ihnen. Sie mögen ihn nicht besonders.“ (Lessing 1997, S. 171) Sie unternimmt nicht einmal den Versuch, eine gute, Aggression und Libido integrierende Beziehung zur Mutter herzustellen — denkbar in einem Prozess, der von wachsendem Vertrauen getragen wird, etwa in Form einer die Therapie des Kindes begleitenden Elterntherapie. Nur so wäre eine nachträgliche Triangulierung für Ben möglich gewesen. Natürlich kann Harriet diese Konfrontation mit ihr selbst Unbewusstem nur als Angriff empfinden. Sie wehrt sich. Mit hoher interaktiver Kompetenz⁴ gelingt es ihr, die Ärztin Ben mit ihrem eigenen verzerrten Blick sehen zu lassen; Hass und Angst verzerren nun auch ihre Wahrnehmung, so sehr lässt sie sich von Harriet infizieren. Sie kann sich nicht mehr distanzieren. So gelingt ihr kein eigener Blick auf den Patienten. In einem unreflektierten Gegenübertragungs-Agieren speist sie die Mutter mit der Verschreibung eines Sedativums ab, ihre Abstoßungstendenzen übernehmend.

Im Zusammenhang mit dem Thema Symbolisierung möchte ich, wenigstens noch kurz, die Symbolik der Zahl Fünf erwähnen. Ich denke, Doris Lessing hat nicht zufällig ausgerechnet das fünfte Kind dazu ausersehen, die Familie zu zerstören. Ist Ben nicht „das fünfte Rad am Wagen“, ebenso überflüssig wie hinderlich? Nach Riedel (1988) gilt die Vier als Symbol der Vollständigkeit, als „Totalitätssymbol“ (S. 192): Hatte die Familie mit ihren vier Kindern nicht einen ideologischen, nahezu totalitär anmutenden Charakter in ihrem verbissenen Streben nach Harmonie? So ist das Fünfte zunächst das Störende, andererseits aber auch — wie die Quintessenz der Alchimisten — der zu den vier Elementen hinzukommende, Leben erzeugende Geist, insofern die Einheit als Vereinigung der Gegensätze. Das 5. Kind bot der Familie die Chance, ihre projizierte Aggression zu re-integrieren, Liebe und Hass zu leben und damit wirklich lebendig zu werden — eine Chance, die zu ergreifen sie nicht stark genug war.

Der kleine Hans

Freud wollte seine Theorie über das generelle Vorhandensein sexueller Regungen und Wünsche bei allen Kindern untermauern; bisher war er nur durch die Analyse Erwachsener auf die Ubiquität der infantilen Sexualität gestoßen. Er bat daher

⁴ Ein Begriff von Karl König, dessen Quellen ich leider nicht mehr weiß.

Schüler und Freunde, ihm Material über Beobachtungen des Sexuallebens ihrer Kinder zukommen zu lassen. Unter ihnen war auch ein junges Ehepaar, der Musikwissenschaftler Max Graf und dessen Frau, die Freud vor Jahren selbst wegen einer neurotischen Erkrankung behandelt hatte.

Der Vater begann mit den Aufzeichnungen seiner Beobachtungen, als sein erster Sohn Herbert, den Freud „Hans“ nennt, knapp drei Jahre alt war. Er schildert ein lebhaftes Interesse des Kindes für seinen Penis, den „Wiwimacher“, der für Hans bald ein Unterscheidungskriterium für Lebendiges von Leblosem wird („ein Hund und ein Pferd hat einen Wiwimacher, ein Tisch und ein Sessel nicht“), nicht aber für männliche und weibliche Menschen (die Mutter behauptet, sie habe auch einen Wiwimacher). Als Hans zusieht, wie seine kleine Schwester gebadet wird, sagt er, ihr Wiwimacher sei noch klein und werde schon noch größer werden.

Mit vierdreiviertel Jahren erkrankt der kleine Junge an einer Pferdephobie. Das bisher aufgeweckte, fröhliche und lebhafte Kind wird plötzlich ängstlich, traut sich nicht mehr auf die Straße. Begründet seine Angst damit, ein Pferd könnte es beißen. Die Eltern machen sich verständlicherweise Sorgen. Vater teilt seine Beobachtungen Freud weiterhin mit. Freud analysiert sie, teilt seine Deutungen dem Vater mit, der die eigentliche Behandlung durchführt unter Freuds Anleitung. Ein einziges Mal spricht Freud selbst mit Hans. Er war damals noch der Meinung, bei einem so kleinen Kind wäre eine Analyse gar nicht anders durchführbar.

Obwohl also Freud diese Behandlung nicht selbst durchführte, wurde sie zum Vorläufer der späteren Kinderanalyse, wie sie Hermine Hug Hellmuth und vor allem Melanie Klein und Anna Freud entwickelten, und Freud selbst nennt die „Heilungsgeschichte“ des kleinen Hans „Analyse“. Wenn man die Darstellung der lärmenden Symptomatik und deren allmähliche Auflösung im Verlauf des psychoanalytischen Prozesses verfolgt, kann man keinen Zweifel daran haben, dass hier eine erfolgreiche Kinderanalyse durchgeführt wurde. Nur: wer war der Therapeut? Freud oder der Vater?

In der Literatur wurde dies unterschiedlich gesehen. Argelander betont die „Sonderstellung“ dieses Berichtes unter Freuds Krankengeschichten. Mir scheint, dass gerade diese Sonderstellung viele kreative Gedanken hervorgebracht hat: Argelander (1978) sieht Freud in der Rolle des Supervisors, den Vater als Therapeuten und den Sohn als Patienten. G. Wittenberger (1984) sieht dagegen Freud als Erziehungsberater, während Kutter (1984) in einem Koreferat dazu in der Krankengeschichte des Kleinen Hans Aspekte sowohl von Supervision als auch von Erziehungsberatung findet. Wichtig, weil letztlich heilend, ist m. E. vor allem, dass es in dieser Analyse/Supervision/Erziehungsberatung gelungen ist, ein interpersonelles Dreieck herzustellen, das der kleine Patient sukzessive verinnerlichen konnte. Voraussetzung dafür war, dass Freud und der Vater eine gute, Liebe und Hass integrierende Beziehung zueinander hatten, die wiederum auf Hans bezogen war, und dass Hans mit der Verinnerlichung dieser Dreiecksbeziehung seine verlorene

intrapyschische Triangulierung wiedergewinnen konnte — ein Prozeß, der in jeder Psychoanalyse heilend wirkt (Zwiebel 1999).

Der von Freud entdeckte klassische ödipale Konflikt, den jedes Kind im Alter von ca. drei bis fünf Jahren durchläuft und schließlich löst, ist bekannt. Er ist gekennzeichnet durch Inzestfantasien gegenüber dem gegengeschlechtlichen, sowie Eifersucht und Todeswünschen gegenüber dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und findet seine Lösung in der Verdrängung der inzestuösen und aggressiven Wünsche und der Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. Wenn diese Lösung misslingt, kommt es zur (neurotischen) Erkrankung.

Hierfür gibt es vielfältige Ursachen: Der Erwerb der Symbolisierungsfähigkeit ist nicht oder nur mangelhaft geglückt. Dann bringt das Kind nicht die intrapsychischen Voraussetzungen mit, die es braucht, um die Anforderungen des Ödipuskomplexes zu bewältigen. Dann können schon geringe Belastungen oder Erschütterungen dazu führen, dass der innere Raum zusammenbricht und das Kind von Angst überflutet wird. Solche Belastungen können in der Familie liegen: etwa, wenn die Paarbeziehung der Eltern nicht stark genug ist, der Vater zu wenig präsent ist oder die Mutter den Vater entwertet und dem Sohn signalisiert, er wäre eigentlich der attraktivere kleine Mann für sie, dann gibt es kein stabiles intrafamiliales Dreieck und Inzest droht. Wenn dann auch noch die Ehe der Eltern in die Brüche geht, sie sich trennen, oder wenn der Vater gar stirbt, dann erlebt das der Junge u. U. so, als hätten sich seine Wünsche auf magische Weise erfüllt. Er bekommt Angst vor der Rache des Vaters oder unerträgliche Schuldgefühle oder beides. Er rettet sich, indem er seine angstausslösenden Wünsche vorzeitig verdrängt, sie nicht mehr spürt, dafür Krankheitssymptome entwickelt, die leichter zu ertragen sind, seine seelische Weiterentwicklung jedoch blockieren.

Aber auch zufällige Ereignisse können, weil sie mit bestimmten unbewussten Fantasien zusammenfallen, die Erkrankung auslösen. Hans hat — auf dem Höhepunkt des ödipalen Konflikts — gesehen, als er mit der Mutter unterwegs war, wie ein Pferd auf der Straße stürzte, und ist darüber zutiefst erschrocken. Darauf erkrankte er an einer Pferdaphobie. Freud stellt wie immer auf faszinierende Weise die innere Dynamik der neurotischen Erkrankung dar. Ich möchte sie hier nur kurz und sehr vereinfacht zusammenfassen, da sie sich mit sehr viel mehr Gewinn im Original nachlesen lässt.

Der Sturz des Pferdes hat in Hans folgende unbewusste Fantasie ausgelöst: Wenn ein so großes starkes Tier stürzen und sich verletzen kann, ist auch der große starke Vater verletzlich. Diese Fantasie führt zu der Angst, Hans' zum Ödipuskomplex gehörende feindselige Wünsche könnten sich auf magische Weise erfüllen, denn mit fünf Jahren steht man noch weitgehend unter dem Einfluss des magischen Denkens. Diese Angst wird abgewehrt durch Projektion: Nicht ich will dem Vater schaden, sondern der Vater mir. Dann müsste Hans aber permanent Angst vor dem Vater haben. Gleichzeitig liebt er den Vater aber auch — ein unerträgli-

cher Konflikt. Folglich werden weitere Abwehrmechanismen aktiv, nämlich die der Verschiebung (nicht der Vater will mir schaden, sondern ein Pferd ...) und der Regression auf die orale Stufe (... will mich beißen).

Die Krankengeschichte des Kleinen Hans ist eine anschauliche und überzeugende Darstellung des Ödipuskomplexes, seiner Gefahren und deren schließlicher Überwindung. Doch sie ist keine runde Geschichte. Und das macht sie so anregend, was sich aus der Fülle der Sekundärliteratur ersehen lässt: Sie selbst eröffnet also einen potenziellen Raum (Winnicott) und lädt zum kreativen Weiterdenken ein. Beim Lesen stößt man sich immer wieder an gewissen Widersprüchen und Ungereimtheiten. So etwa, wenn Hans, dreieinhalbjährig, die Geburt der Schwester miterlebt: Er hört die Mutter stöhnen, hält sie für krank, und sieht in ihrem Zimmer Gefäße mit blutigem Wasser, wobei er eine „sehr mißtrauische, gespannte Miene“ zeigt, was der Vater als „das erste Mißtrauen gegen den Storch“ interpretiert. Hierzu passt aber Hans' „befremdet(e)“ Äußerung nicht: „Aber aus meinem Wiwimacher kommt kein Blut“ (Freud, 1909, S. 248). Vermutlich entspringt sie ihm ängstigen Fantasien,⁵ die sich erst aus Melanie Kleins Theorie der frühkindlichen Entwicklung erschließen lassen: Sadistische, auf das gefürchtete und beneidete, weil mit Geschwisterrivalen und väterlichen Penissen gefüllte, kostbare Körperinnere der Mutter gerichtete Fantasien machen die ihr geltenden ödipal-sexuellen Wünsche gefährlich, und so demonstriert das fallende Pferd die fantasierte destruktive Macht von Hans' Wünschen (vgl. S. 314ff.), und sofort bekommt er Angst, durch magische Erfüllung seiner Wünsche die Mutter getötet und damit verloren zu haben, aber auch Angst vor ihrer Rache, womit wir bei seiner Erkrankung angekommen sind, an deren Anfang ein Angsttraum steht, den er der Mama weinend berichtet: „Wie ich geschlafen hab, hab ich gedacht, du bist fort und ich hab keine Mammi zum Schmeicheln“ (S. 259).

Die Krankheit beginnt also mit der Angst, die Mutter verloren zu haben. Auslöser könnte die Drohung der Mutter gewesen sein, ihn zu verlassen, wenn er „schlimm“ — also aggressiv zu ihr — war (S. 279). Vorausgegangen waren Kastrationsdrohungen der Mutter, der Arzt werde ihm den Wiwimacher abschneiden, als sie ihn beim Onanieren ertappt hatte (S. 245). Beides, der drohende Objektverlust und die drohende Kastration, könnten Traumatisierungen in der frühkindlichen Mutter-Kind-Beziehung reaktualisiert haben, Versagungen, die das noch schwache Ich mit Todesangst überfluteten. Stern (1972) weist auf solche Todesängste hin, die zu Lähmung und vollkommener Hilflosigkeit führen.⁶ Göbel (1994) schildert eindrücklich die „Entlebendigung“ durch Traumatisierung beim Verlust der Symbolisierung. Vermutlich wirkten die Drohungen der Mutter traumatisierend, und er

⁵ E. Löchel (1997) weist darauf hin, dass Freud die Rolle der Aggression in dieser Krankengeschichte noch nicht genügend erkannte.

⁶ Seine Arbeit enthält eine interessante Interpretation von Hans' Giraffentraum auf diesem Hintergrund. (S. 904ff.).

hat sie daher als Todesdrohungen empfunden. Überwältigt von Todesangst geht die Symbolisierungsfähigkeit wieder verloren, wozu die Trennung zwischen Selbst und Objekt gehört: ungetrennt von einer unlebendigen, weil „wiwimacherlosen“ Mutter, ist er ebenso wie sie zum Tod verdammt. Es wirkt fast wie ein verzweifelter Auflehnen gegen dieses Todesgrauen, wenn Hans, als er vom Vater darüber aufgeklärt wurde, Frauen hätten keinen Wiwimacher, darauf beharrt, die Mama habe doch einen, er habe ihn gesehen, und überhaupt hätten alle Menschen einen Wiwimacher, und sein eigener Wiwimacher wachse mit ihm, „wenn ich größer werde; er ist ja angewachsen“ (S. 267ff.), so als müsse er immer wieder beteuern, alle Menschen, und besonders er selbst und die Mutter, seien lebendig, hatte er doch den Penis als Unterscheidungskriterium für Lebendiges von Leblosem „erkannt“. Die „Todesdrohungen“ der Mutter in einer ohnehin labilen Entwicklungsphase wurden wahrscheinlich verschärft durch die Geburt der Schwester-Rivalin, Hans' Psyche wurde wieder zweidimensional: Er konnte nicht mehr zwischen Denken und Handeln unterscheiden, da es keinen Raum mehr gab, in dem er spielerisch mit seinen Wünschen und Fantasien hätte experimentieren können im Sinne von Denken als Probehandeln. Und er konnte Mutters Abwesenheit nicht mehr ertragen, weil sie nicht mehr zuverlässig als getrenntes Objekt in seinem Inneren „installiert“ war. Nicht zufällig gewinnt der „Installateur“ bei Hans' Gesundung eine wichtige Bedeutung (S. 333).

Meine Vermutung ist nun, dass ein latenter Ehekonflikt, der sich aus gewissen entwertenden Äußerungen des Vaters über seine Frau erschließen läßt (z.B. S. 259 und 290), und der durch die spätere Scheidung der Eltern (Freud 1922, S. 431) bestätigt wird, dazu führte, dass kein gutes vereinigt Elternpaar (im Sinne Abelins und Kleins) zuverlässig in Hans' Innerem errichtet war, was den Zusammenbruch des inneren Raumes forcierte. Einen Beleg dafür sehe ich in Hans' Traum von den beiden Giraffen: „In der Nacht war eine große und eine zerwutzelte Giraffe im Zimmer, und die große hat geschrien, weil ich ihr die zerwutzelte weggenommen hab. Dann hat sie aufgehört zu schreien, und dann hab ich mich auf die zerwutzelte Giraffe draufgesetzt“ (S. 272). Freud bestätigt die Interpretation des Traums durch den Vater (S. 274 f.) als ödipale Szene: dass Hans die Mutter dem Vater wegnehmen möchte und über den vergeblich schreienden Vater triumphiert. Nun ist aber der ödipale Triumph eine große Gefahr für die kindliche Entwicklung. Nur wenn der Vater dem Sohn unmissverständlich und dennoch liebevoll klarmacht, dass die Mutter seine Frau ist und er sie sich vom Sohn nicht wegnehmen läßt, kann dieser seinen ödipalen Konflikt lösen. Ziehen wir Hans' sadistische Fantasien mit in Betracht, so gewinnen die Eigenschaften der beiden Giraffen in seinem Traum eine weitere Bedeutung: Die Mutter ist zerstört (zerwutzelt) durch die archaische Aggression des Sohnes, die auch den inzestuösen Wünschen eine gefährlich vernichtende Qualität verleiht, und der Vater kann nur schreien, gibt schließlich sogar das Schreien auf, ist also zu schwach, diese Zerstörung zu verhindern. Hier setzt nun die Therapie an. So wie Freud über Hans und den Vater berichtet, ge-

winnt man den Eindruck, dass er beide mochte.⁷ Hans gewinnt in seinem Fallbericht eine so klare Kontur als liebenswerter, kreativer, lebendiger kleiner Junge, selbst heute noch, fast 100 Jahre später, dass man nicht anders kann, als den kleinen Kerl zu mögen. Vom Vater scheint Freud ebenfalls ein integriertes Bild zu haben: Er schätzt ihn, selbst wenn er sich hin und wieder über ihn ärgert („Der Vater fragt zuviel...“, S. 299). Jappe (Loch, Jappe 1974) hat darauf hingewiesen, dass Freud dem Vater einen neuen, realistischen Zugang zu seinem Sohn eröffnete, indem er ihm Hans' berechnete und wichtige Aggressionen ihm gegenüber aufzeigte. Und dieser wiederum konnte — unterstützt von Freud — Hans signalisieren, dass er die Aggressionen des Sohnes überlebt (im Sinne Winnicotts), wodurch sie für Hans ihren archaischen Charakter verloren, strukturiert und handhabbar wurden. Dies war wiederum nur möglich, weil auch der Vater eine gute, integrierte Beziehung zu Freud hatte.⁸ Im Aufschreiben und Berichten der Dialoge zwischen Vater und Sohn an Freud war es möglich, Freud als distanzierenden Dritten in die Vater-Sohn-Dyade hereinzuholen, wodurch es Hans gelang, die innere Distanz zu seinen Fantasien wiederzugewinnen. Die Freude darüber teilt er dem Vater mit: „Du, ich bin froh; wenn ich dem Professor schreiben kann, bin ich immer so froh“ (S. 291). Er kann sogar selbst wiederum dem Vater zu dieser Distanzierung verhelfen, indem er ihm sagt, als dieser ihn wegen seiner der Schwester geltenden Todeswünsche tadelt: „Aber denken darf er's“, der „brave Bub“ nämlich, und „wenn er's denken tut, ist es doch gut, damit man's dem Professor schreibt“ (S. 307). So scheint das Dreieck Vater-Freud-Hans anstelle des beschädigten Dreiecks Vater-Mutter-Hans getreten zu sein, was Hans die Wiedergewinnung der Symbolisierungsfähigkeit ermöglichte. Sie läßt sich daran erkennen, dass Hans seinen inneren Spielraum wiedergewonnen hat, in dem er seine Fantasien darstellen und kreativ weiterentwickeln kann, „als ob“ sie Realität wären, wohl wissend, dass sie nicht Realität sind. Damit kann er auch von seinen Omnipotenzfantasien Abschied nehmen, über die Eigenschaften beider Geschlechter zu verfügen: „Früher war ich die Mammi“, nämlich eine phallische, omnipotente Mutter, „jetzt bin ich der Vatti“ (S. 332), und zwar ein ödipaler Vater. In seiner abschließenden Fantasie, er sei mit der Mammi und der Vater mit seiner eigenen Mutter verheiratet, hat Hans zwar den Ödipuskomplex noch nicht überwunden, aber die ödipalen Fantasien sind nicht mehr tödlich sondern handhabbar geworden und können im wiederhergestellten triangulären Raum weiterentwickelt werden. Hans' Entwicklung ist also wieder in Gang gekommen — nach Anna Freud das Ziel der Kinderanalyse.

Ben ist die intrapsychische Triangulierung nicht geglückt, er hat die Fähigkeit

⁷ Dies könnte der Grund sein, dass die Analyse erfolgreich war — im Gegensatz zu Freuds Dora-Fall, der m.E. daran scheiterte, dass Freud dort kein liebender Blick auf seine Patientin möglich war (A. Wittenberger 1966).

⁸ Auf das Konflikthafte in der Beziehung Vater-Freud weisen besonders Arglander (1978) und G. Wittenberger (1984) hin.

zur Symbolisierung nicht entwickeln können, während Hans diese Entwicklungsstufe erreicht, sie jedoch durch Traumatisierung zumindest teilweise wieder verloren hat. In diagnostische Begriffe gefasst, leidet Ben an einer präöipalen, bzw. strukturellen Ich-Störung (oder auch an einer „frühen“ Störung), während Hans an einer neurotischen Störung erkrankt ist. Hans konnte mit Hilfe einer Therapie geheilt werden, Ben nicht.

Weiterführende Überlegungen

Es gibt eine Fülle von Literatur zum psychischen Raum. Besonders Bion hat eine differenzierte und kreative Theorie dazu entwickelt, wie durch Denken psychisches Wachstum erfolgt im Erschließen neuer Räume (vgl. Krejci 1999). Diese Prozesse gibt es in der psychischen Entwicklung, in Analyse und Supervision, aber auch im Alltag. Und in all diesen Bereichen sind sie, immer wieder, von Zusammenbrüchen bedroht.

Freuds Texte selbst eröffnen Denkräume, die zu kreativem Umgang mit ihnen anregen. Wiederholt beendet er seine Arbeiten mit dem Hinweis, es handle sich um einen vorläufigen Kenntnisstand, und er ist offen für spätere Weiterentwicklungen (z. B. Freud 1920, S. 272). Diese Dreidimensionalität scheint Kennzeichen des jüdischen Denkens zu sein, das Jung völlig verkennt, wenn er behauptet, das jüdische Denken wäre „niemals fähig, die Tiefen der germanischen Seele zu erfassen“ — eine Aussage, die selbst in der Zweidimensionalität verharrt, eine abschließende Setzung, die keine eigenständige Weiterentwicklung ermöglicht. Es ist kein Zufall, dass Freud eine Analyse entwickelte, die Blockaden löst und Räume öffnet und die Synthese dem Patienten überlässt. Dem „armen Ben“ stand diese Möglichkeit auch deshalb nicht offen, weil er einer abschließenden Setzung unterworfen wurde: Er ist ein Fremder und bleibt es.

Wir leiden alle immer wieder daran, dass wir, besonders in Stresssituationen, den inneren Raum verlieren. Erwähnen möchte ich nur die vielen fruchtlosen Streitigkeiten und Verwicklungen, gerade auch in Paarbeziehungen, die zu Stillstand und einem Gefühl der Ausweglosigkeit führen — ein Zeichen, dass die Öffnung des Raumes innerhalb der Beziehung nicht gelingt. Dann wird oft die Triangulierung nach außen verlagert: konkrete Dreiecksbeziehungen sollen die Rettung bringen und führen doch nur in eine erneute Zweidimensionalität, denn auch hier stellt sich im Wiederholungszwang die Enge der Dyade bald wieder her. Erst wenn es gelingt, das „Dritte“ symbolisch in der Paarbeziehung zu entfalten, etwa mit Hilfe von spielerischer Distanzierung und Humor, erlebt man die Befreiung, das Entstehen von Kreativität in der Öffnung des Raumes.

Oft wird dieser Schritt in die „dritte Dimension“ in der Analyse erreicht: Der Ausstieg aus dem Wiederholungszwang wird plötzlich möglich über den „festen

Punkt“, von dem aus die zweidimensionale „Welt aus den Angeln“ gehoben wird (Archimedes). Dies geschieht dann, wenn die Deutung zusammenfällt mit dem inneren Erleben des Patienten in der analytischen Beziehung und gleichzeitig davon distanziert. Dagegen wirkt eine Deutung ohne Erleben vermutlich so, wie eine Kugel in einer zweidimensionalen Welt: der Patient nimmt sie zwar wahr, kann auch komplexe Überlegungen über sie anstellen, aber nicht wirklich mit ihr etwas anfangen, sie führt zu keiner Erkenntnis.

In Kontrollanalyse oder Supervision stellt sich Dreidimensionalität dadurch ein, dass der Kontrollanalytiker als der Dritte dem Analytiker die Distanzierung ermöglicht von der infizierten Interaktion mit dem Patienten (Zwiebel 1999), wodurch der Analytiker fähig wird, das analytische Dreieck „infizierter Analytiker – denkender Analytiker – Patient“ nach und nach zu verinnerlichen. Die Triangulierung bringt oft schlagartig neue Erkenntnis, die einen bisher verborgenen Sinnzusammenhang enthüllt und zu manchmal verblüffend einfachen Erklärungen führt, wo vorher höchst komplizierte gesucht und vermeintlich gefunden wurden — wie etwa die Entdeckung des Kopernikus, dass die Erde sich um die Sonne bewegt, die komplizierten Berechnungen der Planetenbahnen überflüssig machte, Berechnungen, die auf der falschen Vorstellung eines geozentrischen Systems beruhten.

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen gewinnt das Schlagwort der Nationalsozialisten vom „Volk ohne Raum“ eine neue, tiefere Bedeutung: Der Judenmord war möglich, weil die Symbolisierungsfähigkeit verloren ging, die mörderischen archaisch-sadistischen und ödipalen Wünsche ins Konkretistische kippten, womit keine spielerische Distanzierung in einem inneren Raum mehr möglich war. Wird der potenzielle Raum zerstört, gehen Kreativität und Probedenken verloren, es kommt zur Projektion und Vernichtung des Bösen anstatt zu seiner Integration. Deshalb war der Angriff der Nazis auf die Kultur („entartete Kunst“), die sich im potenziellen Raum entfaltet, so gefährlich, was von den Künstlern hell-sichtig erkannt wurde: „Wo Bücher brennen, brennen bald auch Menschen.“ Und deshalb sollten wir bei ähnlichen Angriffen, etwa eines Haiders, auf die Kultur besonders wachsam sein.

Ich konnte im Rahmen dieses Beitrags das umfangreiche Thema des dreidimensionalen Raumes nur anreißen und möchte es — vorläufig — beschließen mit einem von Stork in der „Kinderanalyse“ (1999, S. 396) zitierten jüdischen Sprichwort: „Wenn du zwischen zwei Lösungen wählen mußt, entscheide dich für die dritte.“

Literatur

- Abbott, E. A. (1884): Flächenland. Ein mehrdimensionaler Roman, verfaßt von einem alten Quadrat. Stuttgart 1982.
- Abelin E (1986): Die Theorie der frühkindlichen Triangulation. In: Das Vaterbild in Kontinuität und Wandlung, hg. von Stork, J., Stuttgart Bad Cannstadt.

- Argelander, H. (1978): Freud als Supervisor. In: Alexander Mitscherlich zu ehren. Frankfurt am Main.
- Burger, D. (1957): Silvestergespräche eines Sechsecks. Köln 1995.
- Bohleber, W. (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. In: Psyche 53, S. 507 – 529.
- Freud, S. (1909): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. GW Bd 7.
- Freud, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. GW Bd 13.
- Freud S. (1922): Nachschrift zur Analyse des Kleinen Hans. GW Bd 13.
- Göbel, S. (1994): Das Haupt der Medusa. Psychische Gefährdungen des Psychoanalytikers als Objekt extremer Übertragungskonstellationen. In: Forum der Psychoanalyse 10, S. 13 – 24.
- Krejci, E. (1999): Zusammenkommen und Zerfallen. Das Modell des Behälters und die PS-D-Bewegung als Brennpunkte von Bions Theorie des Geistes. In: Forum der Psychoanalyse 15, S. 25 – 41.
- Kurts, N. (1993): Das Kind, das nicht spielen konnte. In: Kinderanalyse 1, S. 255 – 272.
- Kutter, P. (1984): Psychoanalytische, methodische und sytemtheoretische Anmerkungen zur Supervision. In: Supervision, Heft 6, S. 37 – 46.
- Lessing, D. (1997): Das fünfte Kind. Hamburg.
- Loch, W., Jappe, G. (1974): Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Fantasien. Anmerkungen zu Freuds Krankengeschichte des „Kleinen Hans“. In: Psyche 28, S. 1 – 31.
- Löchel, E. (1996): Zur Genese des Symbols in der kindlichen Entwicklung. In: Kinderanalyse 4, S. 254 – 286.
- Löchel, E. (1997): Nachdenken über den Kleinen Hans. Das Gesetz der „Zerwutelung“. Ein Beitrag zur Aktualität des Ödipuskomplexes. In: Forum der Psychoanalyse 13, S. 223 – 240.
- Piaget J. (1937): Der Aufbau der Wirklichkeit. Stuttgart 1975.
- Richter, H. E. (1963): Eltern, Kind und Neurose. Hamburg 1969.
- Riedel, I. (1988): Bilder in Therapie, Kunst und Religion. Stuttgart.
- Segal, H. (1990): Bemerkungen zur Symbolbildung. In: Melanie Klein heute. Bd. I, hg. von Bott Spillius, E., München Wien.
- Segal, H. (1991): Traum, Fantasie und Kunst. Stuttgart 1996.
- Stern, M. M. (1972): Trauma, Todesangst und Furcht vor dem Tod in psychoanalytischer Theorie und Praxis. In: Psyche 26, S. 901 – 928.
- Stork, J. (1999): Gedanken über Beginn und Abbruch einer Kinderanalyse. In: Kinderanalyse 7, S. 378 – 410.
- Winnicott, D. W. (1971): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart 1985.
- Wittenberger, A. (1996): Abbruch einer Analyse. Einige Überlegungen zur Übertragungs-Gegenübertragungs-Konstellation im Dora-Fall. In: Kinderanalyse 4, S. 385 – 405.
- Wittenberger, G. (1984): Supervision zwischen Psychoanalyse und Sozialarbeit. In: Supervision, Heft 4, S. 3 – 36.
- Zwiebel, R. (1999): Der therapeutische Prozeß in der Psychoanalyse. Vortrag im Rahmen der Öffentlichkeitsveranstaltung des Alexander-Mitscherlich-Instituts und des Instituts für Psychoanalyse der Gesamthochschule Kassel zum Thema: Wie heilt die Psychoanalyse?

Anschrift der Ver.: Annegret Wittenberger, Korbacher Str. 245 D, 34132 Kassel.

Wolfgang Weigand

Die Verbindung von innerer Welt und äußerer Realität — Zum Verhältnis von Supervision und Psychoanalyse

Zusammenfassung: In pragmatischer Absicht wird das Verhältnis von Supervision und Psychoanalyse betrachtet, um das durch das Aufeinanderzubewegen beider Disziplinen entstehende synergetische Potenzial wie die typischen Problemfelder zu beschreiben; gleichzeitig werden damit die Bedingungen und Möglichkeiten der Kooperation erörtert. In diesem Kontext wird auch auf gelingende und misslingende Ansätze und Beispiele vor allem aus der psychoanalytischen Literatur und Praxis verwiesen.

Wie kann man die Supervision mit der Psychoanalyse vergleichen?

Psychoanalyse und Supervision zu vergleichen scheint zunächst ein wenig angemessenes Unterfangen zu sein, handelt es sich doch bei der Psychoanalyse nicht nur um ein Therapieverfahren, also ein Heilungs- und Handlungskonzept, sondern um Philosophie, Anthropologie, Pädagogik und, wenn man will, auch Sozialwissenschaft oder anders: eine bestimmte Menschen- und Weltansicht. Supervision ist demgegenüber ein Beratungskonzept, das zwar immer auf philosophischen und sozialwissenschaftlichen Grundannahmen aufbaut, das aber keineswegs den Anspruch erfüllen kann, Gott und die Welt zu erklären. Wir unternehmen deshalb unseren Vergleich nicht in systematischer Absicht, sondern aus pragmatischen Interessen.

Supervisoren und Psychoanalytiker treffen sich als Beratungsexperten in sozialen Situationen, Organisationen oder Gruppen, die zu ihrer Arbeit, ihrer Aufgaben- und Zielbewältigung oder zur Problem- und Konfliktlösung Experten von außen benötigen.

Welche Perspektiven bringt der Psychoanalytiker, welche der Supervisor ein? Welches Problemlösungspotenzial steht beiden zur Verfügung? Können sie miteinander kooperieren oder begegnen sie sich eher als Fremde mit Unverständnis? Wie arbeitet der Supervisor, der gleichzeitig Analytiker ist oder der Analytiker, der sich zum Supervisor weiterqualifiziert hat? Wo gibt es Berührungspunkte? Was könnte ihre Zusammenarbeit erleichtern?

Perspektiven von Kooperation und Auseinandersetzung

Je nachdem aus welcher Perspektive man das Verhältnis von Supervision und Psychoanalyse betrachtet, kann man es historisch schon bei Freud verorten, wie das in einer Supervision der Therapie des kleinen Hans getan wird, oder man kann die Begegnung und Beeinflussung der Supervision durch die Psychoanalyse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Amerika untersuchen oder ganz einfach nur die Geschichte der Supervisionsentwicklung in den letzten 30 Jahren in Deutschland heranziehen. Aus der zuletzt genannten Perspektive ist festzustellen, dass sich die Supervisoren, soweit sie psychoanalytisch interessiert waren, in ihrer praktischen Arbeit sehr am therapeutischen Konzept der Psychoanalyse orientierten, zumal die Supervision bis in die neunziger Jahre immer wieder mit der Abgrenzungsfrage zur Therapie beschäftigt war. Die Therapeuten — statusmäßig höher angesehen als die Supervisoren: letztere kommen aus der Sozialarbeit, erstere aus der Psychologie und der Medizin — blickten eher neidisch zu den Therapeuten auf und übernahmen vieles aus deren therapeutischem Konzept, aber auch aus ihren professionellen Verhaltensmustern. Inzwischen hat sich die Situation verändert. Die Supervision hat sich am Beratungsmarkt durchgesetzt und ist hoffähig geworden und wird vor allem zur Lösung vieler Probleme in Profit- und Nonprofitorganisationen gebraucht, d.h. auch finanziert. Im psychotherapeutischen Bereich verlief eine gegensätzliche Entwicklung, da sich die Kostendämpfungen im Gesundheitswesen auf die Honorarsätze der Therapeuten und Analytiker niederschlägt und eine Situation entsteht, in der die Verdienstmöglichkeiten des Supervisors nicht geringer sind als die des psychoanalytischen Therapeuten. Außerdem beschäftigen sich die Supervisoren in ihrem gewachsenem Selbstbewusstsein eher mit Fragen der Abgrenzung zur Organisationsentwicklung als zur Therapie, weil sie eben von Organisationen viel mehr angefragt werden und sich die originär therapeutischen Probleme in der Supervision verringern. Aber es könnte auch ein Perspektivenwechsel sein, d.h. die Supervisoren nehmen die Probleme der Supervisanden nicht zuerst in einer therapeutischen Matrix wahr, sondern verändern die Wahrnehmungsperspektive und sehen die Probleme des Supervisanden eher unter institutionellen Paradigmen. Damit sind schon einige Probleme der Kooperation und der Auseinandersetzung zwischen den Disziplinen Supervision und Psychoanalyse angedeutet.

Im berufs- und verbandspolitischen Bereich gibt es ebenfalls genügend Beispiele, die zeigen, dass sich die Abhängigkeits- oder Gegenabhängigkeitsverhältnisse zwischen beiden Professionen verändern. Die Supervisoren sind in einem erfolgreich am Beratungsmarkt tätigen Verband organisiert, so dass sich auch die psychoanalytisch orientierten Therapeuten für die Mitgliedschaft im Supervisorenverband interessieren. Andererseits versuchen die Therapeuten selbst, die Supervision für sich zu besetzen und in der Etablierung eigener vom Berufsverband der Supervisoren unabhängigen Ausbildungen die Supervisionsqualifikation zu verleihen.

Beim Betrachten des Verhältnisses beider Disziplinen müssen wir also mehrere Ebenen unterscheiden:

- (a) die aktuellen berufspolitischen und marktbezogenen Interessen,
- (b) den fachlich-konzeptionellen Diskurs,
- (c) die Kooperations- und Konfliktgeschichte zwischen beiden Disziplinen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit dürften in fachlich-konzeptioneller Hinsicht folgende Themen bedeutsam sein:

- der Umgang mit Übertragung und Gegenübertragung und die damit einhergehenden Konsequenzen für die aktuelle Beziehungsgestaltung,
- der Umgang mit Abstinenz und Authentizität,
- das Verhältnis von interpretierender Deutung und aktivierendem Planen von Handlungsschritten zur Veränderung,
- der Einbezug sozialpsychologischer und institutioneller Wirklichkeit in den Beratungsprozess über innerpsychische Realitäten hinaus,
- die Erreichung und Überprüfung definierter Zielsetzungen in der Supervision; es gibt also Aufträge, die funktionaler Art sind,
- die Verpflichtung des Supervisors gegenüber der Supervisionsgruppe und dem Management oder Auftraggeber der Organisation im Dreiecksvertrag.

Schließlich findet sich in der Geschichte beider Disziplinen alles, was es in einer sich gegenseitig interessierenden Beziehung gibt: Abhängigkeit, Autonomiekämpfe, Akzeptanz und Auseinandersetzung, Selbstständigwerden, Kooperationsversuche, Scheitern und Gelingen von Zusammenarbeit, Kränkungen, gegenseitige Ängste, Aggression. Meist werden diese interpersonellen, affekthaften Phänomene leider ausschließlich in einen objektiven und wissenschaftlichen Kontext gestellt und so diskutiert, als ob es sich allein um fachliche und theoretisch-konzeptionelle Fachfragen handeln würde; dabei werden dann die subjektiven und unbewussten Intentionen, Emotionen und Interessen verdeckt, auf die uns ja gerade die Psychoanalyse wegen der Subjektivität unseres Handelns und der Einseitigkeiten unserer Überzeugungen aufmerksam macht und aufklärt. Das Ausblenden institutioneller und ökonomischer Wirklichkeiten aus der Psychoanalyse ist kein Tabuthema mehr; es wird aber von der psychoanalytischen Profession selbst bearbeitet werden müssen, genauso wie die Supervisoren lernen, sich unbewussten Wirklichkeiten anzunähern, sie zu verstehen und in ihre Arbeit miteinzubeziehen.

Die Verbindung von Verstehen, Aufklären und gesellschaftlichem Engagement

Die Psychoanalyse trifft der Vorwurf nicht zu Unrecht, lieber die vermuteten Hintergründe von Tatsachen zu deuten, als sich mit ihnen auseinander zu setzen. Die

Supervisoren sind demgegenüber eher in der Gefahr, sich gegenwärtig den gesellschaftlichen und vor allem ökonomischen Entwicklungen anzupassen als die Modetrends kritisch zu überprüfen und ihnen standzuhalten. Beide Disziplinen lassen dabei ein wirksames gesellschaftliches Engagement vermissen, das ihnen aufgrund ihrer Verstehens- und Erklärungskompetenz einerseits und ihrer Fähigkeit zum selbstreflexiv angeleiteten und durch den Diskurs gesteuerten Handelns zukommt.

Gerade der Psychoanalyse wurde in ihrer Geschichte die Überbetonung des Innenlebens und die ungenügende Berücksichtigung des auf die soziale Umwelt reagierenden Menschens mehr als einmal zum Verhängnis. „Zwei publizieren gegen Hitler — die anderen schweigen“, resümiert Horst-Eberhard Richter, der sich in seinem 1995 erschienenen Buch „Bedenken gegen Anpassung“ unter anderem mit dem mangelnden Widerstand der Psychoanalyse gegen den Nationalsozialismus auseinandersetzt. (Richter, 1995) Diejenigen, die aufgrund ihrer Kenntnisse der menschlichen Triebstruktur am ehesten ein „Unbehagen in der Kultur“ entwickeln müssten, hingen, wie beispielsweise der Ich-Psychologe Heinz Hartmann, dem „Ideal einer naturhaft-statischen Gesellschaft“ (Fürstenau) an; für ihn war die gesellschaftliche Wirklichkeit eine „durchschnittlich zu erwartende Außenweltsituation“ (Hartmann, 1960). Für Anna Freud spielte die Umwelt als eine Ursache für seelische Störungen nur eine untergeordnete Rolle. Die Neurosen kommen von innen und aus unvermeidbaren sozialen Situationen.

**„Draußen erniedrigt —
souverän in der eigenen Seele.“ (S. Freud)**

Den Innen-Außenwelt-Dualismus der Psychoanalyse hat kürzlich Reimut Reiche (1995) als „Sackgasse im Diskurs über Psychoanalyse und Gesellschaft“ charakterisiert. Will die Psychoanalyse die repressive Moral der Gesellschaft nur erklären oder auch verändern? Sind gesellschaftliche Realitäten nur „geronnene Externalisierungen unbewusster Triebkonflikte des Einzelnen“ oder wird, wie der Ethnopsychanalytiker Paul Parin formuliert, „die objektive soziale Rolle zu einer subjektiv gesellschaftlichen Instanz, die im bewussten und unbewussten Seelenleben vorhanden ist?“ (Parin 1978) Alexander Mitscherlich führt den Gedanken fort: „Das Ich-Ideal fällt hier mit einem von der Gruppe vorgegebenen Rollentypus zusammen, der in das Über-Ich aufgenommen wurde und dort, so fremd er ist (weil der Stellungnahme unzugänglich), doch die Funktion ausübt, das Selbstsein zu vermitteln. Viele Gruppenmoralen unterstreichen diesen Tatbestand noch, indem sie betonen: Du bist nichts, deine Gruppe, dein Clan, dein Volk ist alles; also entwickle kein kritisches Ich, sondern sei Rolle, alles andere bringt dir Schuld.“ (Mitscherlich 1963)

Versteht man die Psychoanalyse als „emanzipatorische Wissenschaft“ (P. Parin) findet die Gewinnung innerer Autonomie ihre Ermöglichung und Fortsetzung

durch gesellschaftliche Emanzipationsprozesse von Einzelnen, Gruppen und Institutionen.

Die Doppelaufgabe: Erklären und Verändern

Parin hat zwei zentrale analytische Forderungen an den Therapeuten, das Deuten und die Abstinenz, einer soziologischen Analyse unterzogen und kommt zum Ergebnis, dass Deuten keine singuläre Handlung eines Analytikers ist, sondern in der Beziehung zwischen Analysierenden und Analysanden stattfindet und somit als interaktiver Prozess anzusehen ist. Im Falle der Abstinenz konstatiert er ein Machtgefälle zwischen dem Analysanden und dem übermächtigen Analytiker, das die Entfaltung übertragener Gefühle, Wünsche, Hoffnungen und Ängste erschwert. „Nicht nur die einsamen Machthaber des öffentlichen Lebens, auch Analytiker können darunter leiden, dass man sie nicht liebt ... allzu leicht wird übersehen, dass wir uns narzisstischen Macht- und Allmachtsgenuss verschaffen, da dies doch zum Wohl des Patienten geschieht und die Abstinenz uns bestens legitimiert.“ (Parin 1987) Die Entdeckung und Bedeutung der Realbeziehung für den therapeutischen Prozess hat Thea Bauriedl in ihrer „Beziehungsanalyse“ eindrücklich dargestellt; sie hat das dialektisch-emanzipatorische Prinzip der Psychoanalyse dann konsequent auf den Bereich des Politischen ausgeweitet und die Psychoanalyse hinter der Couch hervorgeholt. Noch weitaus pragmatischer benutzt H.-E. Richter das introspektive Konzept dazu, „persönliche Kränkungen, Antipathien, Schuld und Überforderungsgefühle vor dem Hintergrund soziokultureller Differenzen und Konflikte verständlich zu machen. Der Ansatz entspricht im Prinzip dem der Ethnopsychanalyse.“ (Richter 1995, S. 166) In seiner Arbeit mit Randgruppen konnte dieses Konzept dazu verhelfen, die Affekte von ihrem sozialen Hintergrund her besser zu verstehen. „Die Verbindung von Verstehen, Aufklären und gegebenenfalls eigenem Engagement erschien mir überaus einleuchtend ... für meine mitverantwortliche Teilnahme am gesellschaftlichen Prozess: nicht als Bürger, der auch Psychoanalytiker ist, sondern unmittelbar als Psychoanalytiker, der sich, ob er es wahrnimmt oder nicht, laufend in Konfliktsituationen befindet.“ (Richter 1995, S. 100) Widerstandskraft gegen Anpassung, Festigkeit unter dem Druck der Angst vor Autoritäten und vor Isolation, Wappnung gegen die Verführung, sich von innerer Über-Ich-Spannung durch äußeren Autoritätsgewalt zu entlasten, gilt Richter als zentrales Ziel der psychischen Heilung wie der politischen Erziehung. Die Psychoanalyse bot sich für ihn als ein Weg an, „sich für die Innenwelt zu öffnen, auch die passiven Anteile zuzulassen und anzuerkennen und mit der Toleranz für das eigene Unbewusste zugleich die Fähigkeit zu sozialer Einfühlung und Toleranz zu stärken.“ (Richter 1995, S. 81)

Nachdem die Supervision den Verführungen der 68er-Generation zur politischen Parteinahme widerstanden hat, hat sie sich aus dem gesellschaftspoliti-

schen Raum zurückgezogen oder kann nicht mehr gut genug verdeutlichen, wo die politischen Implikationen ihrer Arbeit liegen. Insofern kann sie sich ebenfalls von der Anfrage H.-E. Richters nach ihrem gesellschaftspolitischen Standort und Engagement konfrontieren lassen.

Der Umgang der Psychoanalytiker mit der Organisation

Den Umgang der Psychoanalyse mit Organisationen kann man am ehesten am Umgang mit der eigenen psychoanalytischen Organisation verdeutlichen. Die Organisation wird kaum zum Thema psychoanalytischer Reflexion gemacht und damit wird die Möglichkeit verschenkt, die Erkenntnisse vom Unbewussten auf das politische Verhalten in der eigenen Organisation anzuwenden. „So konnten sich in die Organisation einer Wissenschaft, deren Gegenstand die innere Unfreiheit des Menschen ist, autoritäre Mechanismen und Zwänge einschleichen, wie sie von Sekten her gut bekannt sind.“ Auf dem Hintergrund der Untersuchungen von Gerhard Wittenberger zum sog. „Geheimen Komitee“ kommt Richter zum Schluss, dass Freud selbst in der Not zu einer autoritären Struktur Zuflucht fand, indem er „die eigentliche Macht von den demokratisch eingesetzten Funktionsträgern auf eine Gruppe übertrug, die im Hintergrund nach Art einer verschworenen Ordensgemeinschaft nur dem Oberhaupt verpflichtet und der Kontrolle durch die regulären Gremien entzogen war.“ (Richter 1995, S. 235) Neben dieser historischen Perspektive sieht Marie Langer in der „Isoliertheit seines Berufes und in der Bestrebung, in der Institution vorwärts zu kommen“, den Grund für die Distanz zur Organisation und für den politischen und gesellschaftlichen Realitätsverlust des Analytikers. (Langer 1986) Man kann die irrationalen Polarisierungen und Erstarungen einer Organisation nur verstehen und bearbeiten, „wenn man entdeckt, dass und wie sie aus undurchschauter Anpassung an entsprechende gesellschaftliche Verhältnisse hervorgehen.“ (Richter 1995, S. 250) Deshalb hat Richter Recht, wenn er beide Aufgaben gleichzeitig im Blick hält: die Arbeit an der unbewussten Identifizierung mit lähmenden Machtmechanismen bei gleichzeitigem Widerstand gegen deren Ursachen. Und auch diese Feststellung gilt für den psychoanalytischen Berater wie für den Supervisor gleichermaßen.

Wenn der Supervisor sich auf die Psychoanalyse einlässt, ...

dann ist eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen einer solchen Begegnung, dass der Supervisor auf den psychoanalytischen Verstehens- und Erklärungszugang neugierig ist, dass er seine Abwehr und Widerstände gegen dieses Konzept ernst nimmt und dass er bereit ist zur Investition und Auseinandersetzung mit den

ungewöhnlichen, nicht leicht fassbaren und bisweilen anrühigen Gedanken, um seiner „instinktiven Gegnerschaft Herr zu werden“. (Freud 1989a)

Zweitens kann diese Begegnung nur fruchtbar sein, wenn der Supervisor sich mit seiner ganzen Person auf die Reflexion einlässt, was nichts anders heißt als Selbstreflexion zu betreiben. Dass diese in angeleiteter oder begleitender Form leichter gelingt, ist bekannt.

Damit ist schon die dritte Schwierigkeit benannt, die diese Kooperation mit sich bringt: Sie kostet Zeit, Geduld und Anstrengung; sie verwirrt, macht hilflos und bringt ins Zweifeln.

Wie kann man aber unter diesen Umständen gerade, weil sich soviel Respekt vor diesem Menschen- und Weltverständnis aufgebaut hat, eben diesen Respekt verlieren und unbefangen die Bühne betreten? Es gibt genügend Warner, aber auch Eiferer, die Unbefangenheit nicht zulassen wollen. Aber gerade daran sind die Professionellen und die Ideologen unterscheidbar: Glaubwürdigkeit, Authentizität und Beziehungsfähigkeit ermöglichen den Kontakt und erzeugen jene Faszination, die es braucht, um sich einzulassen.

Das bisher Gesagte bezieht sich weitgehend auf die für eine Kooperation des Supervisors mit dem Psychoanalytiker notwendige Einstellung. Wo stellen sich nun die Anforderungen an das supervisorische Handlungskonzept?

In der Anerkennung einer unbewussten Realität, die das Verstehen und Handeln an die Analyse eben dieser Realität bindet und eine ausschließliche Reduzierung der Wirklichkeit auf bewusste Faktoren nicht zulässt.

In der Akzeptanz von Abwehr und Widerstand in verunsichernden und bedrohlichen Situationen wie es beispielsweise jede tiefgreifende Persönlichkeitsänderung oder jeder Organisationswandel ist.

In der Akzeptanz von Gegensätzlichkeit, Widerspruch und Konflikt als Grundstruktur individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Lebens. Damit sind alle vorschnellen Harmonisierungsversuche und homöostatischen Vorstellungen fragwürdig.

In der Tatsache, dass sich ungelöste, individualgeschichtliche, aber auch institutionelle und gesellschaftliche Konflikte solange wiederholen, bis sie bearbeitet sind. Sie reproduzieren die Vergangenheit in der Gegenwart und spiegeln in der Aktualität jene Szenen wider, die den Konflikt ausmachen und das Verhalten der Akteure unbewusst bestimmen.

In der Überzeugung, dass die Kulturgesellschaft aufgrund des menschlichen Trieblebens ständig vom Zerfall bedroht ist und es deshalb wichtig ist, „der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden.“ (Freud 1989b)

Dieser Kooperation können die Wege geebnet, aber sie kann nicht durch politische oder institutionelle Entscheidungen herbeigeführt werden. Sie wird sich nur in einem Prozess entwickeln können und gleichwohl immer umstritten und gefährdet sein. Denn selbst dort, wo der Wille zur Zusammenarbeit vorhanden ist, wird

die Auseinandersetzung über den Weg und die Methoden nicht einfach sein.

Wie lassen sich die im therapeutischen Prozess entwickelten und erprobten Handlungskonzepte der Psychoanalyse auf ein Setting der Supervision übertragen, das sich zwar gleichfalls über Selbstreflektion konstituiert, aber diese, da sie in institutionellen Kontexten stattfindet, unter Handlungsdruck, Zeit- und Kostendruck gerät? Daher verdienen alle Versuche der Adaption des psychoanalytischen Konzepts auf supervisorisches Beratungshandeln, wie es unter anderen die Herausgeber dieser Zeitschrift seit Jahren versuchen (vgl. Heft 17/2001 mit dem Themenschwerpunkt: Innere und äußere Realität) oder neuere Veröffentlichungen große Anerkennung. (Oberhoff 2000) Trotz der viel zitierten Berufsbiografien von Aichhorn und Federn, in denen sich psychoanalytische und supervisorische Identität verbinden, ist die Zahl derer gering, die wirklich auf eine doppelte professionelle Identität als Supervisor und Psychoanalytiker verweisen können. Gerhard Wittenberger gehört zu den wenigen, die in ihrer beruflichen Sozialisation, in ihrem theoretischen und praktischen Schaffen immer wieder am Brückenschlag arbeiten. (Wittenberger 1993) Seine wohl beeindruckendste Arbeit über das sog. Geheime Komitee verbindet supervisorische, gruppodynamische und natürlich psychoanalytische Perspektive und Kompetenz, die nötig ist, um immer wieder den Hin- und Rückweg zwischen den Disziplinen zu finden. (Wittenberger 1995)

Wenn der Psychoanalytiker als Supervisor arbeiten will, ...

dann stellen sich an ihn neue Anforderungen, die durch sein Konzept und seine berufliche Sozialisation nicht ohne weiteres abgedeckt sind. Wir beginnen wieder wie oben mit einem Blick auf veränderte Einstellungen, die diesmal vom Psychoanalytiker zu erwarten sind:

Er muss hinter der Couch hervorkommen und sich einmischen wollen, das heißt aber auch, die Hier-und-Jetzt-Situation in den Mittelpunkt zu stellen, sich auf aktuelle Beziehungen einzulassen, Abstinenz zu reduzieren und über face-to-face-Kommunikation selektive Authentizität zu üben.

Die Bedeutung der äußeren Realität mit ihren institutionellen Strukturen gegenüber der inneren Welt, für deren Wahrnehmung und Erkundung der Analytiker in höchstem Maße qualifiziert ist, nicht zu vernachlässigen. Die Konzentration gilt innerpsychischen, sozialen und institutionellen Vorgängen gleichermaßen. Das professionelle Ghetto zu verlassen und sich mit Interesse in Sprache und Präsentation in die öffentliche Kommunikation und Auseinandersetzung zu begeben. Dann sind neben der Analyse und Deutung Position und Entscheidung gefragt.

Das Risiko einzugehen, in Konflikte involviert zu werden, was sich sowohl auf die Beratungsarbeit in Institutionen wie auf das professionelle Selbstverständnis auswirkt. Die durch die Medizin geprägten beruflichen Sozialisationsmuster führ-

ten häufig zu einer professionellen Arroganz, deren Abbau die Voraussetzung für interdisziplinäre Kooperation ist.

In der konkreten Supervisionsarbeit erfordert dies Modifikationen und Veränderungen im Vorgehen des Analytikers. Davon sollen im Folgenden die genannt werden, die am wichtigsten scheinen.

Die flexible Gestaltung des Settings ist vor allem in Supervisionsprozessen innerhalb von Organisationen notwendig, in denen aufgrund von neuen Problemstellungen, spezifischen Diagnosen und organisatorischen Veränderungen das ursprüngliche Setting weiterentwickelt werden muss, z.B. die Zusammenlegung von Teams, der Einbezug von Leitungspersonen in die Supervision etc. Solche Modifikationen sind dem psychoanalytischen Berater eher ungewohnt.

Die Supervision ist eine Funktion innerhalb der Organisation und in ihren Ergebnissen nachvollziehbar. Sie findet nicht in der Nische, sondern in der Organisationsöffentlichkeit statt. Die Vereinbarung eines Dreiecks-Kontraktes drückt die gemeinsame Verantwortung des Auftraggebers, der Supervisanden und des Supervisors für den Beratungsprozess aus.

Solche Kontrakte legen die Formulierung von Zielen und angemessene Möglichkeiten ihrer Überprüfung nahe. Auswertungen oder Evaluationen berühren nicht den Schutz- und Diskretionsraum der Supervision, sondern machen die Wirksamkeit der Supervision für die Mitarbeiter und ihre Arbeitseffektivität deutlich.

Die Vernetzung der Supervision mit anderen Beratungs- und Fortbildungsleistungen in der Organisation sorgt für eine Synergie der eingesetzten Personal- und Organisationsentwicklungsmaßnahmen und beugt sich gegenseitig paralysierenden Interventionen in den Organisationsablauf vor.

Der Psychoanalytiker muss für die Arbeit in Organisationen sein Interventionsrepertoire erweitern; die Handlungs- und Aktionsnotwendigkeiten, die aus dem Reflektionsprozess der Supervision hervorgehen, bedürfen didaktischer, methodischer und strategischer Hilfestellungen.

Supervision ist keine abgekupferte Form psychoanalytischer Therapie, sondern ein eigenständiges Beratungskonzept, das sich bewusstseins-, einstellungs- und handlungsmäßig in einer supervisorischen Rollenidentität ausprägt. Sie zeigt sich im Beraterhabitus.

Für eine Kooperation zwischen Supervision und Psychoanalyse ist es nicht sehr förderlich, wenn in einer jüngst erschienenen Publikation von A. Gaertner (1999), der als Vertreter beider Professionen auftritt, von ihm wiederholt die fragwürdige These vertreten wird, dass die Geschichte der Supervision in der frühen Psychoanalyse ihre Ursprünge hat. Wenn sich die wissenschaftliche Ignoranz noch mit subtil kränkenden Affekten gegen andere Autoren aus dem Bereich der Gruppendynamik und Supervision und den Berufsverband der Supervisoren paart, dann klingt die Forderung von Gaertner nach einer forschungsgestützten Supervision doch recht widersprüchlich.

Schlussbemerkung

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. (Novalis)

Beim Erkunden der Wirklichkeit kann man verschiedene Wege wählen: es ist möglich von außen nach innen oder von innen nach außen zu gehen. Die innere Welt und die äußere Realität stehen gleichberechtigt nebeneinander und es wäre ein nutzloser Streit, eine der beiden Wirklichkeiten, die im Grunde genommen untrennbar zusammengehören, gegen die jeweils andere auszuspielen. Vielleicht ist sich der Analytiker seiner inneren Struktur so sicher, dass er glaubt, die äußere Struktur vernachlässigen zu können; vielleicht ist der Supervisor von den äußeren Realitäten so gebannt, dass er die Korrespondenz zum Innen verliert. Objekte der äußeren oder institutionellen Realität können als innerpsychische Reproduktion oder Widerspiegelung der äußeren Wirklichkeit begriffen werden wie umgekehrt. Insofern drängt es sich auf, dass die Professionellen für die Erkundung der inneren Welt und der äußeren Realität, der Psychoanalytiker und der Supervisor, in der Bearbeitung und Lösung von Problemen der Arbeitswelt und der in ihr handelnden Menschen zusammenarbeiten.

Literatur

- Freud, S. (1989a): Fehlleistungen, Studienausgabe, Band I., Frankfurt am Main.
 Freud, S. (1989b): Das Unbehagen in der Kultur, Studienausgabe, Band IX., Frankfurt am Main.
 Gaertner, A. (1999): Gruppensupervision. Theoriegeschichtliche und fallanalytische Untersuchungen, Tübingen.
 Hartmann, H. (1960): Ich-Psychologie und Anpassungsprobleme, Stuttgart.
 Langer, M. (1986): Von Wien bis Managua, Frankfurt am Main.
 Mitscherlich, A. (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München.
 Oberhoff, B. (2000): Übertragung und Gegenübertragung in der Supervision, Münster.
 Parin, P. (1978): Der Widerspruch im Subjekt, Frankfurt am Main.
 Parin, P. (1987): Abstinenz? In: Befreiung zum Widerstand, hg. von K. Brede u.a., Frankfurt am Main, S. 172 – 178.
 Reiche, R. (1995): Von innen nach außen? Sackgassen im Diskurs über Psychoanalyse und Gesellschaft. In: Psyche, 1995, S. 227 – 258.
 Richter, H.-E. (1995): Bedenken gegen Anpassung. Psychoanalyse und Politik, Hamburg.
 Wittenberger, G. (1993): Über die Verwundbarkeit in der Supervisionsausbildung. Aspekte angewandter Psychoanalyse. In: Forum Supervision, Heft 1, S. 33ff.
 Wittenberger, G. (1995): Das „Geheime Komitee“ Sigmund Freuds, Tübingen.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Wolfgang Weigand, Nachtigallengrund 7, 48301 Nottuln.

Gerhard Leuschner

Constanzes Traum(a) oder: Die Bewerbungsfalle

Constanze arbeitet seit einigen Jahren freiberuflich als Supervisorin und hat sich inzwischen durch eine größere Anzahl von Supervisionsprozessen in verschiedenen Arbeitsfeldern regional bekannt gemacht. Dennoch ist es so, dass sie immer wieder umsichtig nach neuen Anfragen Ausschau halten muss; eine Warteliste, die ihr mehr Freiheit in der Entscheidung geben würde, welche Beratung sie annehmen oder ablehnen möchte, die hat sie leider nicht.

So freut sich Constanze über den Anruf eines Kollegen, der als Organisationsberater in einem Krankenhaus gearbeitet hat, und ihr nun sagt, er habe sie dort als Supervisorin empfohlen, nachdem als ein Ergebnis der Organisationsentwicklung dort Supervision für alle Stationen institutionalisiert werden soll. Constanze möge sich mit der Betriebsleitung in Verbindung setzen und sich auf ihn beziehen.

Constanze nimmt dieses freundliche Angebot des Kollegen gerne auf und ruft im Krankenhaus an. Sie wird dort zuerst mit dem Verwaltungsleiter verbunden, der ihr mitteilt, ja, es sei über Supervision in der Betriebsleitung gesprochen worden, aber er wisse nichts Genaues. Am besten sei es, sich mit der Pflegedienstleiterin (PDL) in Verbindung zu setzen, die aber in diesen Tagen nicht im Hause sei. Auf Constanzes Frage, ob es tunlich sei, mit dem Chefarzt Kontakt aufzunehmen, rät der Verwaltungsleiter ab. Der Chefarzt könne damit nicht belastet werden.

Constanze fühlt sich nach diesem Telefonat schwächer als vorher. Die Empfehlung des Kollegen, über die sie sich so gefreut hatte, hat an Gewicht verloren. Sie möchte am liebsten warten, ob sich die PDL des Krankenhauses bei ihr meldet und damit die Empfehlung aufnimmt und aktiviert. Auf eine Empfehlung folgt eine Anfrage, das würde ihrem Wunschgefühl entsprechen. Und gleichzeitig befürchtet sie, dass diese Anfrage nicht kommt. Also gibt sie sich einen inneren Ruck und drängt das leise aufkommende Schamgefühl beiseite, das bei ihr aufkeimt, da sie von einer Umworbene zu einer Bewerberin wird. Sie kann diese Arbeit in dem Krankenhaus gut gebrauchen und wird sich weiter um den Auftrag bemühen.

Constanze ruft mehrmals im Krankenhaus an, bis es ihr gelingt, telefonischen Kontakt mit der PDL zu bekommen. Sie erzählt der PDL die Vorgeschichte mit der Empfehlung des Organisationsberaters und erwähnt ihr Telefonat mit dem Verwaltungsleiter. Die PDL bestätigt, dass man die Supervision im Krankenhaus neu organisieren wolle, aber man sei noch nicht soweit. Constanze möge aber schon einmal ihre Bewerbungsunterlagen schicken. Sie komme dann in den „Supervisoren-Pool“ und werde irgendwann in den nächsten Wochen etwas hören.

Constanze hat größte Mühe, sprachfähig zu bleiben. So unverblümt als Bewerberin anonymisiert zu werden, das hat sie nicht befürchtet. Sie war nicht darauf

eingestellt. Sie muss sich in der Situation ganz schnell entscheiden, ob sie ihrer Kränkung folgt und auf diese Bewerbung verzichtet, oder ob sie weiter um den möglichen Supervisionsauftrag wirbt und sich bewirbt. Constanze will die Entscheidung für sich offen lassen und in Ruhe durchdenken.

Constanze sagt der PDL, sie werde ihre Unterlagen schicken. Die PDL betont, es sei besonders wichtig, den beruflichen Werdegang und die Felderfahrungen als Supervisorin zu erfahren, weil ja viele Supervisoren für eine Arbeit im Krankenhaus gar nicht geeignet seien. Constanze bestätigt noch einmal, dass sie ihre Unterlagen schicken werde und beendet damit das Telefongespräch.

Constanze hat feuchte Hände und fühlt sich erschöpft, mehr als nach einem langen Arbeitstag. Sie nimmt es sich übel, dass sie die PDL mit ihren Bewertungen nicht zurückgewiesen hat. Sie fühlt sich kraftlos, klein und abhängig. Und gleichzeitig ist sie wütend auf sich, weil sie doch gar nicht arbeitslos ist, sich aber wie eine Arbeitslose fühlt, die untertänig um Arbeit bitten soll.

Nach einigen Tagen entscheidet sich Constanze, ihre Bewerbung an das Krankenhaus abzuschicken.

Sechs Wochen später wird Constanze schriftlich zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen. In dem vom Chefarzt unterschriebenen Brief heißt es:

„Sehr geehrte Frau...“

wir haben Ihre Unterlagen durchgesehen und können Sie nun zu einem Gespräch bitten, nachdem bei uns grundsätzlich geregelt ist, dass die Supervision in unserem Hause weitergehen kann. Bitte kommen Sie am Donnerstag, den 22. März um 10 Uhr zu uns und melden Sie sich bei meiner Sekretärin, Frau Schül.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Schreiner, Chefarzt“

Constanze ist irritiert. Einerseits findet sie den Brief sachlich korrekt, zwar kurz gefasst, aber nicht unfreundlich. Andererseits fühlt sie sich zitiert und hätte sich einen Anruf mit einer Terminvereinbarung gewünscht. Wieder steht sie vor der Frage, ob sie der Vorgabe folgen soll, oder ob sie selbst gestaltenden Einfluss auf diesen Akquisitionsprozess nehmen kann oder will. Sie möchte schon, aber sie will auch nicht unangemessene Ansprüche stellen oder als Gekränkte enttarnt werden. Also findet sie es vernünftig, sich keine Blöße zu geben und hinzufahren.

Constanze fährt zum Krankenhaus und meldet sich bei der Chefarztsekretärin Frau Schül. Diese sagt ihr, die Gespräche hätten sich etwas verzögert, so dass Constanze noch etwas warten müsse. Frau Schül führt Constanze in die Bibliothek, wo sie etwas Wartezeit verbringen könne. Dort sitzen zwei Supervisoren, die Constanze aus der DGsv-Regionalgruppe kennt.

Constanze ist völlig überrascht, die beiden Kollegen dort zu treffen. Ihr Peinlichkeitsgefühl verschlägt ihr die Sprache. Der eine Kollege begrüßt sie jovial als „Leidensgenossin“ und überspielt lachend die Situation. Der andere Kollege lächelt ge-

quält und gibt ihr stumm die Hand. Der Joviale wird kurz darauf zum Gespräch geholt. Constanze und der andere Kollege bleiben weiter stumm und warten. Sie können die Peinlichkeit nicht versprachlichen. In Constanze bedrängen sich zwei Fragen gleichzeitig: Habe ich das nötig? Sollte ich nicht besser einfach gehen? Und gleichzeitig: Das muss ich jetzt durchstehen. Ich darf mir keine Blöße geben.

Eigentlich ist Constanze längst gegangen. Sie bleibt sitzen, und es prägt sich ein, was sie erlebt.

Constanzes Traum

In der nächsten Nacht erwacht Constanze aus einem Traum:

Morgens gegen acht Uhr kommt sie wie jeden Werktag an die Pforte der Strafanstalt, wo sie seit vielen Jahren als Psychologin arbeitet. Dort steht ein junger Vollzugsbeamter, den sie noch nie gesehen hat. Er verlangt ihren Dienstaussweis. Constanze ist irritiert und erinnert sich gar nicht, dass es so etwas gibt. Sie vermittelt dem jungen Beamten, dass sie in all den Jahren nie einen Ausweis benötigt habe, und es wohl ein Scherz sei, sie bei ihrem Bekanntheitsgrad nicht einlassen zu wollen. Der Beamte betont seine Vorschrift, die er „ohne Ansehen der Person“ handhabe. Constanze wird ärgerlich und weiß gleichzeitig keine Lösung. Sie möchte den Beamten beiseite drücken und hineingehen oder lieber weglaufen. In diesem Moment kommt ihr alter Kollege Bernd aus dem Gefängnis an die Pforte. Sie ruft ihm lachend und verspannt zu, dass man sie nicht reinlasse. Bernd sagt dem jungen Beamten, dass Constanze seine Kollegin sei, und der Beamte lässt sie durch. Dann zeigt ihr Bernd seinen Dienstaussweis mit drei Passfotos, auf jeder Seite eins, und sagt, dass es einen solchen Ausweis schon immer gebe. Sie möge sich auch einen Ausweis besorgen, weil er, Bernd, ja nicht immer an die Pforte komme, wenn sie es nötig habe, meint er lachend. Constanze erwacht angespannt und nassgeschwitzt.

Zum selbstreflexiven Verstehen

Wenige Tage später erzählt Constanze diese „Krankenhausgeschichte“ ihrer Kontrollsupervisorin. Diese fühlt dabei Constanzes Einladung zur Identifizierung. Der Kontrollsupervisorin fallen Verbindungen zu vergleichbaren Empörungen, Enttäuschungen und Zurtückweisungen ein. Sie weiß, wenn man als ZuhörerIn diesen Einladungen folgt, dann wird sich Constanze verstanden und nicht mehr alleine fühlen. Für Constanze entsteht dadurch Entlastung, wenn die Last, die das Ereignis bei ihr bewirkte, geteilt wird. Sie ist dann nicht mehr allein, sondern wieder in einem sozialen Netz. Da Identifizierung als unbewusster Prozess den Zuhörer zu

dem macht, der das Ereignis erlebt hat, gibt es aus diesem Vorgang keine Distanzierung mehr. Die ZuhörerIn wird in der Identifikation gehalten, sie wird Constanze; die Symbiose hebt die Einsamkeit auf. Geteiltes Leid wird halbes Leid, geteilte Wut wird doppelte Wut und entlastet ohne soziale Auseinandersetzung, zumal der Blick und die Beurteilung des Gegenübers, hier vertreten durch die verantwortlichen Repräsentanten des Krankenhauses, erleichtert, „empirisch bewiesen“ wird, wenn es doch andere genauso fühlen wie die Betroffene selbst.

Der KontrollsupervisorIn gelingt es, sich diese Einladung zur Identifizierung bewusst zu machen. Dadurch entwickelt sie die Möglichkeit der Trennung aus dem symbiotischen Gefühl. Der Weg aus der Identifizierung zur Empathie beginnt. Empathie ist die Fähigkeit, sich so einzufühlen, als ob ich der andere wäre und gleichzeitig im Bewusstsein zu halten, dass ich ein Gegenüber bin. Dies ist die Grundlage zum oszillierenden Verstehen; gemeint ist damit die nahezu gleichzeitige Fähigkeit der Empathie und der Gegenüberstellung (Distanz). Auf der Interventionsebene habe ich dazu den Begriff der „zugewandten Konfrontation“ entwickelt. Immer gilt: wenn jemand ein für ihn verletzendes Ereignis erzählt, dann ist die Distanzierung oder Gegenüberstellung oder Konfrontation ohne vorhergegangene Einfühlung eine Vertiefung der Verletzung. Wenn es bei der Identifizierung oder auch „ausschließlich“ bei der Empathie bleibt, dann verändert sich zwar das Gefühl des Alleinseins bei Constanze, aber eine Weiterentwicklung des Prozesses wird nicht angeregt, ist „ausgeschlossen“. Zugewandte Konfrontation ist als die hohe Kunst anzusehen, eine beraterische Haltung zu entwickeln, die oszillierendes Verstehen in Kommunikation, das heißt in Beziehung umsetzt.

Wenn Constanze in der Kontrollsupervision genügend Raum und Zeit gefunden hat, ihre Empörungen und Verletzungen (mit)zu-teilen und sich dabei einfühlsam verstanden erlebt, dann kann der nächste Schritt der Bearbeitung beginnen. Hier findet die KontrollsupervisorIn große Behutsamkeit angemessen. Ihre eigene Unsicherheit, ob der Zeitpunkt einer anderen, einer gegenüberliegenden Sichtweise gefunden und für Constanze möglich ist, überprüft sie mit der Frage: Könnten wir die Geschichte auch einmal aus der Sicht des Organisationsberaters anschauen? (Sie hätte auch eine andere Person aus der sozialen Szene benennen können; tut dies aber zunächst nicht, in der Annahme, dass die Repräsentanten des Krankenhauses viel spannungsreicher affektiv besetzt sind und somit Constanzes Empathie zunächst überfordern).

Die KontrollsupervisorIn merkt, unabhängig davon oder begleitend dazu, was Constanze sagt, ob das Timing für diese Frage stimmt. Wenn die Frage zu früh ist, was man ja vorher nicht wissen kann, weil die oszillierende Distanzierungsfähigkeit für die BeraterIn leichter möglich ist als für die Betroffene, dann bleibt es dabei, und die Frage wird zu einem späteren Zeitpunkt — vielleicht in der nächsten Sitzung — wiederholt. Eine Deutung erlaubt sich die KontrollsupervisorIn erst, wenn über einen längeren Zeitraum, also nach mehreren Versuchen, vielleicht so-

gar in mehreren Sitzungen, die Einbeziehung der Position des Dritten von Constanze immer wieder abgelehnt würde.

In unserem Fall eröffnet sich die Frage, ob es stimmt, dass Constanze die Empfehlung des Organisationsberaters wie eine (Vor)Entscheidung definiert hat: Der akzeptierte Experte in der Organisation Krankenhaus führt eine Kollegin ein und übergibt eine Weiterarbeit an die Expertin Constanze, wobei der „SupervisorIn Krankenhaus“ froh ist, dass diese Delegation auf fachlich hohem Niveau geschieht. Es könnte dann ein Kontraktgespräch stattfinden, das sich aber im Wesentlichen darauf konzentriert, welche Supervisionsaufgaben in welchem Settingrahmen und zu welchen Bedingungen Constanze übernehmen kann und will und ob sich die Krankenhausleitung darauf einlassen möchte. Constanze bestätigt diese Gedanken der KontrollsupervisorIn.

Diese bietet nun an, dass der Organisationsberater die Empfehlung vielleicht in ganz anderer Weise verstanden hat. Er könnte in seiner Beratung herausgearbeitet haben, dass es nun wichtig sei, auf den Stationen Supervision einzuführen, um Fragen und Formen der Zusammenarbeit, der Aufgabenverteilung und -kontrolle etc. prozesshaft zu entwickeln und zu reflektieren. Dies wurde von der Betriebsleitung des Krankenhauses als plausibel angesehen. Dann könnte der Organisationsberater (evtl. auf Befragen der Betriebsleitung oder auch von sich aus) mehrere KollegInnen benannt haben, die man für diese Aufgabe ansprechen oder gewinnen könne. Die Empfehlung hätte dann eher einen unverbindlichen Charakter, ähnlich wie man manchmal einen Facharzt empfohlen bekommt, ohne gehalten zu sein, dort auch hinzugehen. Hat der Organisationsberater die Empfehlung so gemeint oder eher so, wie Constanzes Vorstellung war? Die gemeinsame Mitgliedschaft in der DGSv begründe oder symbolisiere keineswegs ein gemeinsames Grundverständnis von Akquisition und Kontrakt. Constanze hätte diesbezügliche Gemeinsamkeiten oder Differenzen vor der Kontaktaufnahme mit dem Krankenhaus im Gespräch mit dem Organisationsberater überprüfen können. Warum hat sie das nicht getan und statt dessen ihre innere Wunsch-Definition zur sozialen Realität gemacht? Ist es für Constanze zu kränkend, zu verunsichernd, zu verlustreich, ihre lange entwickelte Expertenrolle infrage zu stellen oder zu verlassen und neu zu suchen? Was bedeutet es für Constanze, dass ein erarbeiteter Ruf als Beratungsexpertin, von denen es früher wenige gab, nun durch die Veränderung von Angebot und Nachfrage am Markt an äußerem Wert verliert? Ist Constanze in der Wahrnehmung sozialer Gegebenheiten reduziert, weil sie ihre Selbstständigkeit allzu gefährdet sieht? Führt die Auseinandersetzung mit der neuen äußeren institutionellen Realität zum Identitätsverlust der BeraterIn und damit zur Unterwerfung? Oder ist der Prozess der Anpassung an die veränderte äußere Realität eine kreative Suche der Balance zwischen Institutionswünschen und BeraterVorstellungen? Kann oder will Constanze nicht sehen, dass die Gruppenzugehörigkeit „SupervisorIn DGSv“ kein gemeinsames Verständnis von Akquisition, Kontrakt und Setting garantiert,

sondern ein viel weniger verbindliches Etikett für eine pluralistische Beratergruppe mit zum Teil inkompatiblen Konzepten und Haltungen ist? Weiß sie nicht, dass sie hier für Akquisitionen den Bezugssystemschutz, den sie sich wünscht, nicht erhalten kann? — Hier eröffnet sich ein weiter Raum der Exploration.

Zum institutionellen Verstehen

Als weitere Frage ergibt sich: Warum soll die Organisation Krankenhaus als geschlossenes System bei der Suche nach SupervisorInnen die Regeln der Kontakt- und Kontraktentwicklung dieser Expertengruppe, die sich überdies different-individualistisch darstellt, bereits in der Kontaktaufnahme oder grundsätzlich überhaupt zur Kenntnis nehmen bzw. gar antizipieren, wenn es beinahe so viele gut ausgebildete Berater wie Arbeitsaufträge gibt? Die Lage, dass kompetente Berater einen Seltenheitswert haben und deshalb entsprechend umworben werden und allein ihre Arbeitsbedingungen in den Organisationen bestimmen, gibt es nur noch in Ausnahmefällen. Wenn Constanze dies als äußere Realität berücksichtigen und grundsätzlich unter diesen Bedingungen weiter als Supervisorin in Organisationen arbeiten will, dann könnte sie die Kontakteröffnung nach der „Empfehlung“ des Organisationsberaters anders beginnen, nämlich, indem sie die Bedingungen der Betriebsleitung für die Kontraktentwicklung oder das Bewerbungsverfahren erfragt und außerdem erkundet, ob dort auch andere Verfahrensweisen möglich oder erwägenswert sind und dann entscheidet, ob sie sich diesen Gegebenheiten zwecks Erreichen eines Beratungsauftrages anpassen will oder nicht. Organisationen und deren Repräsentanten verhandeln nur „in Augenhöhe“ und bestimmen durch Macht-Setzungen, wo ihres Erachtens „Augenhöhe“ nicht gegeben ist. Berater können diese „Augenhöhe“ nicht mehr durch Definitionsmacht etwa ihres Settings herstellen, sondern ggf. durch bedenkenswerte fachliche Argumente erreichen, die Organisationsrepräsentanten nachdenklich stimmen bzw. überzeugen. Sie treten den Organisationen als Berater-Individuen gegenüber. Die Mitgliedschaft in der DGSv ist dabei ein Statusetikett, das bestenfalls einer Bewerbereintrittskarte entspricht. Diese Institutionszugehörigkeit beinhaltet jedoch keine orientierenden oder gar verbindlichen Konzeptstandards für Kontraktverhandlungen, die den einzelnen Berater hier stärken und entlasten würden. Jeder Berater kann sich als Individuum hier nur selbst stärken, sei es durch die Begründungsklarheit seiner Argumentation, sei es durch seinen Bekanntheitsgrad, sei es durch anderswo erworbene Statussymbole wie akademische Titel oder relevante Berufszugehörigkeiten, die dem Auftraggeber Feldkompetenz suggerieren (z.B. Mediziner, Betriebswirt o.ä.).

Die veränderten äußeren Bedingungen erfordern von professionellen SupervisorInnen eine neue Einstellung zu Akquisition und Kontrakt in ihrem Beruf. Der Abschied vom Bild des Beratungsexperten, der in seiner Praxis am Telefon mit

Warteliste Anfragen selektiert, ist in Umgehung der Bearbeitung narzisstischer Größenvorstellungen nur denkbar, wenn man gewissermaßen das Kind mit dem Bade auskippt; das heißt, sich fraglos den Marktgesetzen unterwirft, sich mit dem Auftraggeber identifiziert und die spannungsreiche Rolle des Gegenübers aufgibt. Die Expansion des Marktes in Supervision und Organisationsberatung hat die Größe des einzelnen Experten relativiert. Oder anders ausgedrückt: Der einzelne Supervisor ist in der Masse von 3.000 KollegInnen in der DGSv unbedeutender als bei deren Gründung, wo es etwa 50 Gründungsmitglieder gab. Die Größe der Institution DGSv als Sammelbecken ist rapide gewachsen und hat symbolisch die Größe des einzelnen Supervisors reduziert. Eine Nebenwirkung der institutionellen Vergrößerung des Fachgebiets Supervision scheint gesellschaftlich die individuelle Verkleinerung der einzelnen SupervisorIn zu sein. Der schmerzhaft Abschied aus der Exklusivität scheint nur vermeidbar, wenn man, wie es häufig alte Menschen tun, in der Geschichte, das heißt hier in der Vergangenheit, verbleibt und das „Neue“ nicht mehr mitmacht. Diese Distanzierung vom „Neuen“ kann das Verlassen der Supervisionsszene durch Austritt oder durch Diffamierung des „Neuen“ mit einhergehender Glorifizierung des „Alten“ sein. Wer meint, Setting, Kontrakt und Akquisition seien unveränderbare, gewissermaßen zeitlose Konzeptbestandteile, vermeidet die Auseinandersetzung mit der Veränderung der äußeren Realität in den Organisationen und antizipiert sich als Praxisforscher selbst, weil es für ihn nicht nötig zu sein scheint, sich in der schweren Suche nach neuen Setting- und Kontraktkonzepten auf den Weg zu machen.

Welche Vermeidungswege man auch immer sucht, sie helfen nur illusionär, der Einreihung als einer Beraterin unter vielen in einer Masse zu entgehen. Es würde viel konzeptionelle Arbeit und die Entwicklung einer neuen Diskussionskultur in der Fachgesellschaft DGSv bedeuten, wenn man intern verbindlich und extern vertretbar Akquisitions- und Kontraktstandards entwickeln wollte.

Constanze beginnt neu darüber nachzudenken, wie sie bei künftigen Offerten im „Vorfeld“ die Bedingungen von auftraggebenden Organisationen oder vermittelnden Kollegen erkunden kann. Hier hätte sie den Organisationsberater, die PDL, den Verwaltungsleiter und auch den Chefarzt befragen können. Die gesammelten Informationen könnte sie dann ihren Arbeitsvorstellungen und Wünschen gegenüberstellen. Daraus ergeben sich die Unterschiede oder auch Diskrepanzen, die in der Kontrollsupervision zu untersuchen wären unter dem Fokus: Welche der eigenen Arbeits- bzw. Kontraktvorstellungen sind wirklich für die Supervisionsarbeit wichtig oder notwendig und welche nähren etwa die eigene Eitelkeit oder den Erhalt einer alten Rolle, die der Zeit nicht mehr entspricht? Wenn Constanze das für sich geklärt hat, dann muss sie sich den genannten Bewerbungsbedingungen der Organisation nicht unterwerfen, sondern kann anfragend prüfen, ob andere Formen der Kontaktaufnahme, die sie natürlich begründet, möglich sind. Erst wenn sich die Organisation hier nicht gesprächsbereit zeigt und etwa auf der War-

tezimmerzene der Bewerber besteht und sich herausstellt, dass dies nicht eine unüberlegte, sondern eine bewusst hergestellte Szenerie des Verfahrens ist, erst dann steht Constanze vor der Entscheidung, ob sie sich wegen des Auftrags in diese Situation begeben will. Oft inszenieren Organisationen Bewerbungsverfahren, wie hier geschildert, weil sie zurückgreifen auf ihnen bekannte Verfahren aus anderem Kontext und greifen wie dort wenig reflektiert das scheinbar für sie einfachste Verfahren heraus. Gesprächsfähig wird Constanze in dieser Phase nur dann, wenn sie nicht an unverrückbaren Settingvorstellungen in der Kontakt- und Kontraktphase festhält und wenn sie nicht unbedingt einen Arbeitsauftrag haben muss.

Neben der Selbstreflexion bleibt die Betrachtung der gesellschaftlichen Schwächung der Supervisoren durch Verlust von Statussymbolen. Eine Gruppe, die keine gemeinsamen Statussymbole hat, wird außengeleitet und fremdbestimmt. Supervisoren haben in ihrer institutionellen Gründungsphase versucht — wie andere Berufe auch —, Institutionsrituale zu entwickeln, zu begründen und bekannt zu machen, die ihre Besonderheit, ihre Unterscheidung, ihre Bedeutung auszeichnen. Setting, Kontrakt und „dezenz“ Akquisition wurden überwiegend aus psychotherapeutischen Feldern oder aus der angewandten Gruppendynamik entlehnt und für supervisorische Arbeit weiterentwickelt. Die Möglichkeit der Entwicklung von Arbeitsbündnissen im selbstbestimmten Rahmen hat viele Fachleute aus unterschiedlichen Herkunftsberufen und aus unselbstständigen, sprich Angestelltenberufen gelockt, Supervision zu erlernen und dann möglichst freiberuflich oder selbstständig als Supervisor zu arbeiten. In der überschaubaren Anfangsphase der institutionellen Entwicklung von Supervision im deutschsprachigen Raum gab es bei unterschiedlichen Konzepten und Vorstellungen zumindest das Wissen um gleiche oder unterschiedliche Settingrituale etwa in der Kontraktentwicklung zu Supervisanden und Organisationen. Die Übersichtlichkeit bewirkte auch im Einzelfall, dass man wusste, was man in etwa von einem Kollegen, der gleichzeitig angefragt war, zu erwarten hatte. Heute scheint mir das einzig Gemeinsame die jeweilige Rivalität um den Auftrag zu sein. Dies führt selbstverständlich zunehmend Auftraggeber dazu, sich diese Rivalität im konkreten Einzelfall wie eine Show vorführen zu lassen. Es macht selbstvergrößernden Genuss in Organisationen, Supervisoren „vortanzen“ zu lassen und die Entscheidung dann wie Applaus zu spenden. Als interaktionelles Geschehen inszenieren Supervisoren — oft leidend und gekränkt, manchmal überheblich und arrogant — wie Zirkuspferde ihre Bewerbungsauftritte und fordern damit gewissermaßen Organisationsleitungen dazu auf, Bewerbungsveranstaltungen wie in Constanzes Fall durchzuführen. Wenn der einzelne Supervisor keine Setting- und Interaktionsrituale für die Art seiner Kontraktverhandlungen entwickelt und dabei gleichzeitig flexibel verhandlungsbereit bleibt, wird er zum Objekt von Showveranstaltungen, die der Markt kreiert. Bei der DGSv kann ich außer dem Statussymbol der Mitgliedschaft, die Vorbildung oder Vorkenntnisse, also eine gewisse Fachlichkeit gewährleistet, keine strukturel-

len Hilfen oder Orientierungen für diese pluralistische Rivalitätsentwicklung entdecken. Überindividuelle Rituale und Statussymbole, die man verdeutlicht und verhandelt, entwickeln die Art des Umgangs und die Wertschätzung der Interessen und Wünsche zwischen Supervisoren und Supervisanden bzw. Organisationen. Dadurch geschieht eine bedeutsame institutionelle Entlastung des einzelnen in Kontraktverhandlungen. Selbstverständlich haben viele Supervisoren solche Rituale im jahrelangen Umgang mit „ihren“ Auftraggebern für sich gefunden und beziehen sich immer wieder auf diese in der Beziehung gewachsene, aber institutionell-strukturell nicht abgesicherte geschichtliche Verbindlichkeit. Neue Supervisoren sind institutionell und damit rollenimmanent nicht für diese Verhandlungen ausgestattet. Sie erleiden peinliche, schamvolle und teilweise traumatisierende Akquisitionssituationen, die darwinistischer Selektion nahe kommen. Dies fördert wiederum Supervisoren mit Ellbogenmentalität und dickfälliger Belastbarkeit gegenüber Kränkungen, die dann im Prozess sensibel und einfühlsam sein sollen. Oder sollen sie das gar nicht?

Constanzes Traum sollte man nicht vergessen.

Anschrift des Verfassers: Gerhard Leuschner, Emsstraße 58, 48145 Münster.

REZENSIONEN

Gerhard Wittenberger: Das „Geheime Komitee“ Sigmund Freuds. Institutionalisierte Prozesse in der Psychoanalytischen Bewegung zwischen 1912 und 1927, Tübingen 1995 (Edition diskord)

Ein geheimer Männerbund des letzten Jahrhunderts, dokumentiert in unzähligen Rundbriefen seiner Mitglieder!

Nicht im Traum hätte ich gedacht, dass die Beschäftigung mit dem Geheimen Komitee Freuds eigene Erfahrungen als Institutionsmitglied, als Supervisorin und Organisationsberaterin berühren könnte. Das Buch ist anstrengend zu lesen durch die vielen Brieftexte und Zitate, die zudem sehr klein gedruckt sind. Aber wer sich die Mühe macht, die zeitweise beim Lesen auftretenden Widerstände zu überwinden, wird mit Überraschung entdecken, dass die Geschichte des Geheimen Komitees Sigmund Freuds gruppenspezifische Prozesse beschreibt, denen man in bestimmten Phasen institutioneller Entwicklungen immer wieder begegnet: Die Frage der Nachfolge in einer Institution soll geregelt werden. Autorität wird respektiert, bewundert und verehrt, aber unbewusst gibt es auch Ambivalenz und Aggression. Die Identifikation mit den gemeinsamen Inhalten und Werten wird überlagert durch die Idealisierung des Führers. Die Schwierigkeit, aus ehemaligen Abhängigkeitsbeziehungen partnerschaftliche Beziehungen zu entwickeln. Der komplizierte Umgang mit Übertragungsresten in diesen Beziehungen. Die Konkurrenz und Rivalität in der „Bruderhorde“. Der Wunsch, aber auch die Schwierigkeit, persönliche Bindungen und Arbeitsbeziehungen miteinander zu verknüpfen. Die Gefahr, Konflikte zu psychologisieren und die psychoanalytische Deutung als Kampfmittel zu benutzen. Und die Auseinandersetzung mit Sehnsüchten und schmerzlichen Enttäuschungen, die mit den institutionellen Entwicklungen einhergehen

Das Buch ermöglicht SupervisorInnen, die sich für Organisationsprozesse interessieren, Einsichten in die Verwobenheit von institutionellen Strukturen, Beziehungs- und Trennungsprozessen und Inhalten der Lehre. Vor allem aber bietet es neben der üblichen Auseinandersetzung mit Psychoanalyse einen etwas anderen Zugang zur psychoanalytischen Theorie. Freud selbst wies darauf hin, dass man die Psychoanalyse am besten versteht, wenn man ihre Entwicklung verfolgt. Zu dieser Form des Verstehens leistet das Buch von Gerhard Wittenberger einen detailreichen Beitrag, indem es die Entwicklung der Psychoanalyse zwischen 1912 und 1920 darstellt. Gerhard Wittenberger zeigt die Organisationsentwicklung der psychoanalytischen Bewegung an der Geschichte ihrer Kongresse. Die innere institutionelle Entwicklung, die Interaktionsprozesse, Gruppenbildungen, Normentwicklungen werden exemplarisch an der Geschichte des Geheimen Komitees konstruiert. Spannend, dabei immer im Zusammenhang mit den institutio-

nellen Entwicklungsprozessen, die Auseinandersetzung mit entsprechenden psychoanalytischen Fragestellungen und die Entstehung neuer theoretischer Beiträge zu erleben. Und neu auch das vermittelte Bild, dass die Entwicklung der Psychoanalyse nicht nur mit der Person Sigmund Freuds zu verbinden ist, sondern dass die Entwicklungsschritte auch die gruppenspezifischen Prozesse, die Konflikte, die Trennungen der Gruppierungen um Freud widerspiegeln, dass sich die Institutionalisierung der Psychoanalyse somit als ein Gruppenprozess herausstellt.

Das Buch gliedert sich in drei große Abschnitte. Teil A skizziert Sozietäten des 19. Jahrhunderts als „wissenstradierende Gruppenbildungen der Aufklärung“. Wittenberger beschreibt sie in ihrem sozialen Charakter als Vorläufer der psychoanalytischen Bewegung. Teil B beschreibt die Organisationsentwicklung der psychoanalytischen Bewegung an der Geschichte ihrer Kongresse von 1908 bis 1914. Und Teil C vermittelt die institutionelle Entwicklung, die Interaktionsprozesse und Gruppenbildungen exemplarisch an der Geschichte des Geheimen Komitees.

Im ersten Teil des Buches wird deutlich, dass die Ideen Freuds und seiner Schüler hinsichtlich der Organisationsfragen der Psychoanalyse weit in die humanistische Tradition der Aufklärung zurückreichen. So war die Mittwochsgesellschaft gedacht als eine Gruppe von Männern mit unterschiedlichen Berufen, mit unterschiedlichem Status, die in einer Art herrschaftsfreiem Raum Gedanken und Erfahrungen austauschen mit dem Ziel eines gelehrten und aufklärerischen Dialogs. Wittenberger weist darauf hin, dass die Sozialisationsprozesse solcher Gesellschaften Material für die Erforschung von Bildungs- und Ausbildungsinstituten bieten, da das Individuum mit bestimmten Rollenerwartungen konfrontiert wird. Die tertiären Sozialisationsbedingungen, die für erwachsene und berufserfahrene Lernende das Umlernen kultureller Verhaltensnormen erfordern, bedürften aus seiner Sicht einer gründlichen Untersuchung.

Im zweiten Teil des Buches gibt Wittenberger Einblicke in die Entwicklung vom Individuum Freuds über die Gruppe bis hin zur Organisation. Dabei zeigt er anhand der Geschichte der psychoanalytischen Kongresse, wie die Psychoanalyse von einer Bewegung zu einer Organisation wird. Das „Wesen der Organisation“ wird sowohl an ihren äußeren Strukturen (Statuten der IPV, Kongresse, Zeitschriften, Mitglieder) als auch an ihren inneren Prozessen (Regeln, Normen, Beziehungen) beschrieben.

Freud selbst deutet die Gründung der Internationalen psychoanalytischen Vereinigung 1910 in Nürnberg als das Ende der „psychoanalytischen Kindheit“. Jetzt wird aus einer von Wittenberger mit einer Selbsterfahrungsgruppe verglichenen Gruppierung eine Organisation, in der Fragen der Rollenbesetzungen gruppenspezifische und organisationsdynamische Relevanz bekommen. Weitere Kongresse entwickeln erste Statuten, aber auch erste Rivalitäten zwischen Wienern, Zürichern und Engländern werden spürbar. Gut zu studieren auch die Spannung zwischen notwendigen Strukturen und damit verbundenen Einschränkungen von Individua-

lität und Freiheit und die Gefahr, dass sich eine Organisation, die sich der Aufklärung verpflichtet hat, zu antiaufklärerischen Strukturen greift. Die Gründung und Gestaltung einer psychoanalytischen Zeitschrift, Ausbildungsfragen, die Auseinandersetzungen um die Integration der Psychoanalyse in die Medizin und die damit verbundene Entfremdung zwischen europäischer und amerikanischer Psychoanalyse, die Bedeutung des Antisemitismus in den Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die Entzweiung zwischen Freud und Jung und die Gründung des Geheimen Komitees, alles Aspekte des komplexen Institutionalisierungsprozesses, den Wittenberger anhand seines umfassenden Quellenstudiums beschreibt. Dabei wird sichtbar, dass in der Phase der Etablierung der psychoanalytischen Organisation die Fähigkeit oder Bereitschaft, konflikthafte gruppenspezifische Prozesse diskursiv weiterzuführen zunehmend aufgegeben wird zugunsten formaler Regelungen.

Im dritten Teil des Buches entfaltet Wittenberger anhand der Rundbriefe der Komiteemitglieder den Entwicklungsprozess des Geheimen Komitees. Das er als eine wichtige institutionelle Schaltstelle in der Entwicklungsgeschichte der Psychoanalyse zur Organisation sieht. Die Gründung des Komitees wird eng im Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen Freud und Jung gesehen. Freud versprach sich davon eine institutionelle Nische, die auch seiner Sehnsucht nach Freunden, die ihn „nicht ausbeuten und verraten“, Ausdruck verlieh. Es gelang jedoch nicht wirklich, die Vaterrolle Freuds und damit die regressiven Abhängigkeitswünsche der anderen Gruppenmitglieder aufzulösen. Die Frage der Nachfolge Freuds zog sich durch den gesamten Gruppenprozess, ebenso wie vielschichtige Konflikte und heftige Rivalitäten, ausgetragen auch immer wieder in theoretischen Auseinandersetzungen und Abgrenzungen. Die gruppenspezifischen Prozesse sind kompliziert, und bedeutsam ist dabei sicher auch die homoerotische Komponente, auf die Wittenberger am Beispiel der Ringe, die alle Komiteemitglieder trugen, verweist. Auch die Rollenvielfalt (wissenschaftlicher Kollege, Freund und oft auch noch Analytiker) trug zur Komplexität bei. Die in den Briefen sichtbar werdenden Konflikte sind vielschichtig und enthalten individuell-psychische, gruppenspezifische und institutionelle Aspekte. Dies spiegeln die Briefe wider, in denen es um Themen auf der Beziehungsebene, um theoretische und technische Fragen der Psychoanalyse, um Ausbildungsplanung und Vereinspolitik geht. Freuds Krebskrankheit erschüttert die Komiteemitglieder. Es gelingt jedoch nicht, dieser Krise mit einem verstärkten Zusammenhalt zu begegnen. Vielmehr zeigt sich immer deutlicher, dass die Gruppe — im Wunschbild ein „gutes äußeres Objekt“ — in Wirklichkeit eine „Bruderhorde mit allen Verwicklungen und Derivaten des Ödipuskomplexes sowie aller vorstellbaren Geschwisterrivalitäten“ ist. Es gelingt nicht, die Interessensgegensätze und -konflikte auszutragen, und die in den Rund- und Privatbriefen der Komiteemitglieder ausgetauschten wissenschaftlichen Positionen entwickeln sich unter institutionellen Aspekten zu Machtpositionen. Es

kommt zum Bruch, und das Komitee wird umstrukturiert, seiner bisherigen informellen Kraft beraubt und zur offiziellen Institution der Zentralleitung ernannt.

Zum Abschluss sei noch auf das Photo verwiesen, auf dem die 7 Mitglieder des Geheimen Komitees in großer Ernsthaftigkeit das Titelblatt des Buches zieren und dem die Tochter Abrahams den Namen „Das Fähnlein der 7 Aufrechten“ gab.

1999 gaben Gerhard Wittenberger und Christfried Tögel „Die Rundbriefe des Geheimen Komitees“, Band 1:1913-1920, heraus, für alle, die am gründlichen Studium der Originaltexte interessiert sind.

Inge Zimmer-Leinfelder

Bernd Oberhoff: Übertragung und Gegenübertragung in der Supervision — Theorie und Praxis, Münster 2000 (Daedalus-Verlag).

„... Erschien den Menschen die Übertragung über lange Zeit wie das Wirken des Teufels, den sie als leibhaftig in den menschlichen Körper eingedrungen erlebten, so haben uns einhundert Jahre Psychoanalyse darüber aufgeklärt, dass es so etwas wie ein verdrängtes Unbewusstes in jedem von uns gibt, eine Erkenntnis, die uns dabei behilflich ist, diese Kräfte nicht unangemessen zu dämonisieren und magisch aufzuladen. Wir wissen mittlerweile, dass die inneren „Teufel“ ein Teil von uns sind, und zwar unsere unbewussten Triebe und Affekte. Es geht deshalb darum, diese schwierigen Gefühle in uns zu akzeptieren und sie zu integrieren, anstatt sie als etwas bedrohlich-fremdes auszutreiben“. So fasst der Autor einen Teil seines konzeptgeschichtlichen Exkurses zum komplexen Thema der Übertragung zusammen und macht dadurch Appetit auf die weitere nicht ganz leichte Kost für SupervisorInnen. Es geht Oberhoff darum, Erfahrungen, Ergebnisse und Studien psychoanalytischer Forschung für die supervisorische Praxis aufzubereiten und anzuwenden. Ein anspruchsvolles Unterfangen, zu dem Bernd Oberhoff in seinem Buch einlädt und erste Schritte vorgibt, denen psychoanalytisch orientierte SupervisorInnen folgen sollen und können. In fünf übersichtlich gegliederten Kapiteln werden die „Übertragung als intrapsychisches Beziehungserleben“, die „Übertragungsanalyse in der Supervision I“, die „Übertragung als interaktionale Inszenierung“ (Übertragung und Gegenübertragung als ein interaktives Zusammenspiel), „Übertragungsanalyse in der Supervision II“ und die „hilfreiche Beziehung“ vorgestellt, entfaltet und vertieft. Dabei wird die historische Entwicklung des psychoanalytischen Konzepts der Übertragung und Gegenübertragung differenziert dargestellt. Zum Verständnis der Materie halte ich das Studium dieses Teils psychoanalytischer Entwicklungsgeschichte für unerlässlich und eben nicht — wie vom Autor angeboten — für eine „lästige Pflichtübung“.

„Das Anliegen des Buches ist es, die Übertragungsvorgänge in der berufsfeld-

bezogenen Supervision sowohl theoretisch als auch methodisch in den Blick zu nehmen und auf diese Weise zu ersten Umrissen eines Konzeptes von supervisorischer Übertragungsanalyse beizutragen. Die Ergebnisse dieses Übersetzungsversuches sollen dazu anregen, die Besonderheit der Übertragungsanalyse in der Supervision und ihre methodische Handhabung als ein eigenes und genuin supervisorisches Wissens- und Handlungsfeld zu entdecken“.

Als ich mit diesem Anspruch im Vorwort konfrontiert wurde, hielt ich im ersten Moment die Luft an, war aber auch neugierig und gespannt, wie sich Bernd Oberhoff dieser Aufgabe stellt. Das Buch bestätigt manch Bekanntes, enthält interessante neue Gedanken und lädt an vielen Stellen zur Kritik ein. Es ist somit eine erwünschte Herausforderung zum kritischen Denken und Reflektieren für SupervisorInnen, die im Rahmen ihres supervisorischen Konzeptes die unbewusste Beziehungsdynamik selbstverständlich in ihre Arbeit miteinbeziehen. Durchgängig vermittelt der Autor den Eindruck, S. Freud habe sich ausschließlich auf die Übertragungsneurose und in der Gegenübertragung auf die neurotischen Anteile des Analytikers bezogen und dass deshalb dieses Konzept eine „Engführung“ darstelle. Meines Erachtens hat bereits S. Freud in vielen seiner — auch vom Autor — zitierten Schriften auf die Komplexität des Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehens hingewiesen und seine Nachfolger zu vielen Weiterentwicklungen angeregt, die dann ja auch in die Theorie und Praxis der Psychoanalyse eingeflossen sind. Bei dem Versuch, diese Denkmodelle auf die Supervision zu „übertragen“, rekurriert nun der Autor auf weiterführende Forschungsansätze, insbes. Fosshage, der Ergebnisse gedächtnispsychologischer Untersuchungen zur Übertragung vorlegt, oder er beruft sich auf die „control-mastery-theorie“ von Weiss, „die sich als eine Motivationstheorie um die dem Übertragungsvorgang zugrunde liegenden Motive Gedanken gemacht hat und zu Schlussfolgerungen gelangt ist, die sich vom Freudschen triebpsychologischen Konzept deutlich unterscheiden“. Ich halte es für fragwürdig und auch sehr schwierig, so unterschiedliche Forschungsansätze zur Erklärung des Phänomens „Übertragung“ heranzuziehen. Die Verknüpfung naturwissenschaftlicher und hermeneutischer Verstehenszugänge scheint mir in dieser Verkürzung gewagt. Der Autor versucht einen Brückenschlag zur angewandten Supervision mit konzeptionellen Überlegungen bezüglich Diagnose und Handhabung von Übertragungsphänomenen in der Supervision. Er bedient sich dabei des Begriffs der „Spontanen Übertragung als problematisches Beziehungsschema“ und erläutert dies an zwei Praxisbeispielen: eine kleine Fallvignette aus einer Gruppensupervision, in der Kollegenkritik zur „Lähmung“ bei der Supervisorin führt und eine Verbindung zur leistungsorientierten Mutter, sowie zu negativ erfahrenen Lehrervorbildern hergestellt werden können und dies zur Aufklärung der belastenden aktuellen Situation beiträgt. In der weiteren Fallvignette wird der Bezug von biografischen Erlebnissen eines Supervisorin in leitender Position mit der „beziehungslosen Abschiedssituation“ einer Mitarbeiterin hergestellt,

reflektiert und verstanden. Als Anschauungsmaterial für eine „spontane Übertragung als unbewusster Problemlösungswunsch“ dient das Beispiel der „Bedrohung des Eigenraumes“, in dem persönlich biografische, berufsbezogene und institutionelle Hintergründe prozesshaft zusammengefügt werden müssen, um einen Verstehenszugang zu erhalten. In den konzeptionellen Überlegungen zur supervisorischen Übertragungsanalyse fokussiert der Autor die Arbeitsfeldorientierung, den Zusammenhang von Ziel und jeweiligem Setting der Supervision und die drei Verstehensebenen: empathisches, szenisches und biografisches Verstehen und diskutiert methodische Vorgehensmöglichkeiten. Oberhoff entscheidet sich aus didaktischen Gründen, Übertragung und Gegenübertragung als getrennte Kapitel abzuhandeln; ihm ist bewusst, wie eng der dialogische Zusammenhang von Übertragung und Gegenübertragung im konkreten Beziehungsgeschehen so ist, und dass die Trennung zu Verstehenseinbußen führen muss. Der konzeptgeschichtliche Exkurs zur Gegenübertragung ist knapp und bündig und auch für SupervisorInnen schlüssig aufgearbeitet. Die Beispiele zur Übertragungsanalyse in der Supervision II zeigen deutlich die Komplexität unbewusster Beziehungsdynamik im Supervisionsalltag. In den Praxisbeispielen 4 – 6 wird sehr anschaulich von „unleserlichem Protokoll, imaginärem Handlungsdialog und verborgen gehaltener Wut“ berichtet. Hier kann man nachlesen, nachempfinden, was es bedeutet, wenn man die Gegenübertragung als hilfreiches diagnostisches Instrument nutzen und Übertragungswiderstände im supervisorischen Setting professionell-supervisorisch handhaben möchte. Dies macht auf die notwendige Fähigkeit von SupervisorInnen zur „Ich-Spaltung“ und damit zur Übertragungs-Gegenübertragungsanalyse aufmerksam. Der Autor weist zwar darauf hin, dass „langjährige Erfahrung und eine umfangreiche Selbsterfahrung diesbezüglich hilfreich sein können“, macht aber aus meiner Sicht zu wenig deutlich, wie wichtig die Auseinandersetzung von SupervisorInnen mit eigenen unbewussten Impulsen und ihren biografischen Hintergründen ist. Hier hätte ich gerne ein eigenes Kapitel gelesen, das sich mit der berufsrollenbezogenen Selbsterfahrung in Aus- und Fortbildung als notwendiger Voraussetzung von Übertragungs- und Gegenübertragungsanalyse beschäftigt. Das letzte Kapitel „hilfreiche Beziehung“ bündelt und konzentriert die zusammengetragenen methodischen Schritte und Beispiele in einer möglichen Haltung des/r SupervisorIn: Angeboten werden die „genügend gute Mutter“, der „genügend abgegrenzte Vater“ und die Übertragungs- und Gegenübertragungsanalyse als ein Oszillieren zwischen dyadischem Sich-verbinden und triadischer Abgrenzung am Beispiel von J. Lears „Idiopolis“ — einer virtuellen Übertragungswelt, die dazu führt, dass „im intersubjektiven Raum schöpferische Arbeit“ entsteht. Das Buch regt an, sich mit psychoanalytischer Theorie und eigener supervisorischer Praxis weiter auseinander zu setzen.

Franz X. Leinfelder, Wiesbaden

AutorInnen

Adrian Gaertner, Prof. Dr., Hochschullehrer am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld, Psychoanalytiker, Supervisor. Forschungsschwerpunkte: Supervisions- und Balintgruppenforschung, Entwicklungspsychologische Untersuchungen zur Schwangerschaft und Frühentwicklung, Traumforschung.

Bernadette Grawe, Jg. 1951, Supervisorin (DGSv), seit 1991 freiberuflich tätig mit den Schwerpunkten Supervision, Fortbildung und Training in den Feldern Schule, Sozialarbeit, Pflege und Kirche. Seit 1995 Ausbildung als Trainerin für Gruppendynamik DAGG, Promotionsprojekt zum Thema „Konferenzkultur eines Verbandes“, Fertigstellung Mitte 2001.

Katharina Gröning, Prof. Dr. Phil., geb. 29.01.57, verheiratet, 1 Sohn, 13 Jahre, seit 1993 eine Professur an der FHS Erfurt, seit 01.04.1999 Fakultät für Pädagogik. Arbeitsgruppe: Pädagogische Diagnose und Beratung. Stellenschwerpunkt: Beratung unter besonderer Berücksichtigung der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse. Leiterin des APP (Arbeitsstelle Praktikum Pädagogik). Leiterin der FrauenStudien.

Manfred Kappeler, Dr., Jahrgang 1940. Sozialarbeiter, Erziehungswissenschaftler. 25 Jahre Praxis in der Jugend- und Drogenarbeit. Professor für Erziehungswissenschaften und Sozialpädagogik am Fachbereich Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften der Technischen Universität Berlin. Schwerpunkte: außerschulische Jugendarbeit, Drogenarbeit und Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen.

Gerhard Leuschner, Jhrg. 1936, Diplomsozialarbeiter, Trainer für Gruppendynamik (DAGG), Supervisor (DGSv), Balintgruppenleiter.

Wolfgang Weigand, Prof. Dr., Prof. für Erziehungswissenschaft an der FH Bielefeld, Lehrgebiet: Berufliche und betriebliche Weiterbildung; Supervisor (DGSv), Gruppendynamischer Trainer (DAGG), Berater von Organisationen im Profit- und Nonprofit-Bereich; langjähriger Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Supervision, Mitherausgeber der Zeitschrift SUPERVISION, zahlreiche Veröffentlichungen zu Theorie und Praxis der Supervision.

Annegret Wittenberger, analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin (VAKJP), tätig in einer Psychologischen Beratungsstelle, Ausbildungsleiterin und Kontrollanalytikerin für analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie am Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie Kassel (DPG). Veröffentlichungen zum psychoanalytischen Prozess.

Ralf Zwiebel, Prof. Dr. med., Professor für psychoanalytische Psychologie an der Gesamthochschule Kassel, praktizierender Psychoanalytiker in eigener Praxis, Lehranalytiker am Alexander Mitscherlich-Institut-Kassel. Forschungsschwerpunkte: Gegenübertragung, Didaktik der Psychoanalyse, Psychoanalyse und Zen-Buddhismus.

Neue Bücher

Heidi Möller: Was ist gute Supervision? Grundlagen — Merkmale — Methoden. Stuttgart 2001 (Klett-Cotta), 339 Seiten. 59.- DM

H. Möller, Privatdozentin für klinische Psychologie an der TU Berlin, analysiert in der vorliegenden Arbeit Supervisionsprozesse, um herauszufinden, was in Supervisionen wirklich geschieht, wie die Supervisoren arbeiten, was sie eigentlich mit ihren Supervisanden machen und wie sie dabei methodisch vorgehen. Als expliziter Beitrag zur Supervisionsforschung spielen dabei naturgemäß Fragen nach der Untersuchungsmethode eine wesentliche Rolle. Da Möller dabei gestalttherapeutische und psychoanalytisch fundierte Teamsupervisionssitzungen aus dem klinischen Bereich beschreibt und anschließend die einzelnen Interventionen in sogenannten Selbstkonfrontationsinterviews analysiert, bekommt aber auch der eher praktisch interessierte Leser einen interessanten Einblick. Die Untersuchung endet mit der Erarbeitung von Qualitätsmerkmalen für Supervision im stationären Setting.

Roger Schaller: Das große Rollenspiel-Buch. Grundtechniken, Anwendungsformen, Praxisbeispiele. Weinheim 2001 (Beltz Weiterbildung), 201 Seiten, 58.- DM.

R. Schaller, Projekt- und Seminarleiter der Stiftung Arbeitsgestaltung in Uster/Zürich und freiberuflicher Supervisor, versucht den Einsatz des Rollenspiels als Lernmethode auch für fortbildungsungewohnte Teilnehmer anzuregen. Um dies zu ermöglichen, beschreibt er zunächst ausführlich Grundtechniken und Anwendungsformen, um dann im zweiten Teil einen Leitfaden für die didaktische Planung zu entwickeln. Dabei werden Schwierigkeiten bei der Einführung ebenso behandelt wie Grundsätze und Regeln der Durchführung und die gezielte Auswertung. Im Abschlusskapitel greift er exemplarisch schwierige Situationen auf.

Da die einzelnen Abschnitte auch für sich Sinn machen und Schaller ausführlich auf Beispiele aus der Praxis zurückgreift, bietet das Rollenspiel-Buch sowohl eine schnelle Orientierung und Auffrischung als auch einen anregenden Fundus für die eigene Arbeit.

Johannes Schäfler, Norbert Schwarte, Achim Trube (Hg.): Der Stand der Kunst. Qualitätsmanagement Sozialer Dienste. Münster 2001 (Votum), ca. 250 Seiten, 42.80 DM.

Auch Supervisoren sind — zumindest indirekt — mit Theorie und Praxis des Qualitätsmanagements konfrontiert, die derzeit soziale Einrichtungen und Dienste überschwemmen.

Die Beiträge dieser Publikation sind entstanden im Zusammenhang mit den Forschungsarbeiten und Praxisprojekten des Zentrums für Planung und Evaluation Sozialer Dienste an der Universität-Gesamthochschule Siegen. Die Autorinnen und Autoren stellen ein professionsnahes Konzept des Qualitätsmanagements in der sozialen Arbeit vor, das sowohl Beiträge zur theoretischen Klärung als auch fachlich gestützte Ansätze für verschiedene Felder (ambulante und teilstationäre Behindertenhilfe, offene Jugendarbeit, Beschäftigungsförderung von Langzeitarbeitslosen) umfasst.

Sie richten sich an die KollegInnen aus der Praxis, der Verwaltung und der Wissenschaft, um aufzuzeigen, dass inhaltliche Ansprüche an die Soziale Arbeit in handhabbare Standards umzusetzen sind.

Leo Montada/Elisabeth Kals: Psychologie der Mediation. Lehrbuch für Psychologen und Juristen. Weinheim 2001 (Beltz PVU), 320 Seiten, 86.- DM.

Mediation als außergerichtliches Verfahren der Vermittlung von Konflikten hat in den letzten Jahren auffallend an Bedeutung zugenommen. Mehr oder minder professionalisierte Verfahren werden mittlerweile in der Rechtspflege, in der Politik, in Wirtschaft und Arbeitswelt, in Ehe- und Familienkonflikten oder auch in Konflikten zwischen Schülern praktiziert. Motor dieser Entwicklung waren die Rechtswissenschaften und die Soziologie.

L. Montada und E. Kals unternehmen mit dem vorgelegten Lehrbuch den Versuch, die Position der ihrer Ansicht nach unterrepräsentierten Psychologie zu stärken, ohne die grundsätzliche Interdisziplinarität des Arbeitsfeldes aufheben zu wollen. Sie beleuchten aus dem Blickwinkel ihrer Profession gängige Verfahren und deren „Mythen“ (Neutralität, Zurückhaltung, Sachlichkeit) und erklären ausführlich anhand psychologischer Theorien zu Motivation, Emotion, Kreativität und subjektiver Wahrnehmung von Recht und Gerechtigkeit, wie die Mediation zu verbessern ist.

Veranstaltungen

FIS-Fortbildungsinstitut für Supervision

Steubenstraße 34a
65189 Wiesbaden
Telefon: (06 11) 60 36 81
Telefax: (06 11) 9 10 27 01
www.fis-agm.de

Wie gehen die „Geschäfte“? Supervision zwischen Aufklärung und Geldverdiene

Termin: 25. – 27.01.2002
Ort: Mainz
Leitung: Dipl. Kaufmann Günter Dziomba, Dipl. Psych. Inge Leinfelder-Zimmer

Institutionelle Identität

Termin: 08. – 10.03.2002
Ort: Germershausen bei Göttingen
Leitung: Dipl. Soz. Päd. Franz X. Leinfelder, Prof. Dr. Wolfgang Weigand

FIS-Supervisionstage

Termin: 09. – 11.05.2002
Ort: Haus Villigst

agm — Arbeitskreis Gruppendynamik Münster

Steubenstraße 34a
65189 Wiesbaden
Telefon: (06 11) 60 36 81
Telefax: (06 11) 9 10 27 01
www.fis-agm.de

Im Rahmen der gruppendynamischen Zusatzausbildung Workshop: Intervention in Gruppen

Termin: 30.01. – 03.03.2002
Ort: Wiesbaden
Leitung: Theresia Menches Dändliker, Franz Leinfelder

Basistraining

Termin: 05. – 09.06.2002
Ort: Wiesbaden
Leitung: Theresia Menches Dändliker, Franz Leinfelder

Institut für Gruppenanalyse Heidelberg e.V.

Märzgasse 5

69117 Heidelberg

Telefon: (0 62 21) 16 26 89

Telefax: (0 62 21) 16 24 46

info@gruppenanalyse-heidelberg.de

16. Heidelberger Gruppenanalytisches Symposium

Thema: „Der Gruppenanalytische Blick auf die Organisation“

Termin: 13.10.2001

Ort: Heidelberg, im Prinz Carl, Kornmarkt

Burckhardthaus e.V.

Postfach 1164

63551 Gelnhausen

Telefon: (0 60 51) 8 92 12

Telefax: (0 60 51) 8 92 40

blum@ecos.net

6. BalintgruppenleiterInnen-Ausbildung

Einführung: 23. – 24.11.2001

Leitung: Peter Musall

Steuern und Sozialversicherung bei SupervisorInnen

Termin: 16. – 18.11.2001

Ort: Stellshagen (Mecklenburg)

Leitung: Dr. Volker Bastert, Steuerberater

Info: Dr. Bastert, Klingender Str. 18a, 33100 Paderborn oder VBastert@bastert.de

Vorschau**FoRuM Supervision**

Heft 19 – März 2002

Zeit als Faktor in der Supervision

Redaktion:

Elke Grunewald und Peter Musall